Türkische Erzählungen

UC-NRLF
$B 131 959

Delphin-Verlag München

RKELEY
BRARY
VERSITY OF
LIFORNIA

Türkiſche Erzählungen

Herausgegeben von

Max Rudolf Kaufmann

Delphin-Verlag München

LOAN STACK

Copyright 1916 by Delphin-Verlag
Dr. Richard Landauer, München

PL271
G8K3

Einleitung

Die Proben türkiſcher Literatur, die ich hier zuſammengetragen habe, möchte ich mit einigen wenigen Worten über die Entwicklung und den augenblicklichen Stand dieſer Literatur einleiten.

Werfen wir einen Blick nach rückwärts auf die Entſtehung des Osmaniſchen Reiches und ſeine Entwicklung, ſo finden wir ohne weiteres die Erklärung dafür, daß die Frühzeit der Türken eine Nationalliteratur nicht hervorbringen konnte. Ein Nomaden- und Eroberervolk, kamen die ſeldſchukiſchen Stämme nach Kleinaſien gewandert, wo ſie ihre erſten Siedlungen gründeten. Ein Stamm folgte dem anderen, lebte neben dem anderen her, und der ſtärkſte von ihnen wurde, wenn er auch nicht der erſte war, der nach Kleinaſien kam, der Gründer des türkiſchen Reiches.

Zur Pflege einer nationalen Literatur hatte ein Volk, wie es dieſe Eroberer waren, ebenſowenig Zeit wie zur Pflege der Kunſt. Fähige Köpfe hat es freilich immer unter ihnen gegeben, aber die Beutezüge und der fortwährende Kampf ließen ihnen keine Muße zum Sinnieren, und zwar ſelbſt dann nicht, als das Osmaniſche Reich ſeine Grenzen nach Oſten hin abgeſteckt und ſich wie ein Keil nach Europa vorgeſchoben hatte. Die höchſte Blütezeit war nur kurz, und nichts iſt begreiflicher, als das, daß ſie nicht ausgenutzt werden konnte. Raſch folgte ihr der

C54

Verfall. Die Grenzen waren zu weit nach Westen gelegt worden, und was den damaligen Eroberungszügen folgte, war eine Zeit der Verteidigung, aus der nach und nach gewissermaßen ein Existenzkampf geworden ist, ein Existenzkampf, der Jahrhunderte hindurch gedauert hat und dessen letzte Phase heute durchgekämpft wird, wo die Türkei sich in ihre ursprünglichen Grenzen des Asiatischen Reiches zurückgewiesen sieht.

Wenn ich vorhin gesagt habe, daß die Türkei der Frühzeit keine nationale Literatur gehabt hat, so meinte ich natürlich damit nicht, daß sie überhaupt keine Literatur hatte. Wie bei allen anderen Völkern haben die Zeitereignisse auch in der frühesten türkischen Dichtung einen Widerhall gefunden. Die Raub- und Beutezüge, Mut und Tapferkeit regten die dichterische Phantasie an, und so hat auch die primitive Sprache der seldschukischen Stämme, die sich nicht besonders zur literarischen Verwertung eignete, dichterische Erzeugnisse hervorgebracht. Man müßte da auf die Dankesbriefe des Gründers des Osmanischen Reiches, Osman Ghasi, hinweisen, die er an den Sultan Allah eddin Seldschucki gerichtet hat.

Je weiter sich die Grenzen des Reiches ausdehnten und je mehr die Gründerstämme mit anderen Völkerschaften in Berührung kamen, um so mehr büßten sie das wenige Bodenständige ihrer eigenen Kultur ein, auf die besonders die persische und arabische übergriffen, die, das brauche ich hier ja nicht weiter auszuführen, damals bereits einen Höhepunkt erreichten.

Was in der ersten Periode der türkischen Literatur, vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, hervorgebracht wurde, war vor allen Dingen Hofdichtung. Für die Regungen der Volksseele hatten die Dichter wenig Verständnis, auch fehlte ihnen ja vor allem die Sprache dafür. Sie eignete sich höchstens für schlichte Volkslieder, Märchen und Schwänke, für jene Volkslieder, die wir heute in Anatolien noch hören und die den Gegensatz zwischen Volks- und Kunstpoesie so deutlich erkennen lassen.

Anders verhält es sich mit der Kunstpoesie. Zu ihrer Pflege mußte sich die wort- und ausdrucksarme türkische Sprache der geschmeidigeren persischen oder arabischen bedienen, die bereits wertvolle Schöpfungen hervorgebracht hatten. Da es sich hierbei lediglich um Kunstpoesie, also zum Beispiel um Lobgesänge auf einen Pascha, einen Wesir oder den Sultan, um Verdolmetschungen der Wünsche und Gedanken der Mächtigen handelte, legte man auch keinerlei Wert darauf, diese Schöpfungen mit türkischer Geistesart zu füllen.

So ist denn eine Literatur aus zweiter Hand geschaffen worden, als deren Vertreter vor allen Dingen Baki, Lamii, Fasli und Fusuli zu nennen sind. Die Zeit Suleimans des Prächtigen entsprach ganz und gar diesen Talenten, denen wir in der sogenannten klassischen Periode der türkischen Literatur, im 16. Jahrhundert, begegnen. Sowohl in der Liebeslyrik, wie in der mystischen und gnomischen Dichtung, dem romantischen und allegorischen Epos haben diese Dichter Vortreffliches geleistet, ihre Sprache wurde

durch beharrliche Übung immer geschmeidiger und weicher, aber diese technische Vervollkommnung verführte sie nach und nach zu einem kalten Artistentum. Abdul Baki, d. i. der Diener des Alldauernden, meistens kurz Baki, der Dauernde, genannt, war einer von den Lobrednern seines Sultans, der, selbst ein Dichter, in Baki auch den Dichter verehrte. Unter den Prosadichtern jener Zeit nimmt Lamii wohl den ersten Platz ein und hat sich auch als Übersetzer des allegorischen Romans „Die Schönheit und das Herz" aus dem Persischen ins Türkische besondere Verdienste erworben. Bekannt ist auch sein romantisches Gedicht „Das Licht und der Schmetterling". Fusuli kennen wir als Sänger der Liebe und der Genüsse berauschender Getränke. Des weiteren wären zu nennen Dschelebi, der sich in romantischen Liebesliedern erging, ferner Fikri, der den neuen romantischen Stoff, die Liebe der Gestirne, hervorsuchte. So hat er zum Beispiel die Liebe der Sonne zum Morgenstern oder des Mars zur Venus dichterisch verherrlicht. In die Reihe dieser Dichter gehört auch Newani, der Fröhliche, mit seinem Buch des Vergnügens. Die klassischen Stoffe, wie die Sagen von den drei berühmten Liebespaaren Chosrew und Schirin, Leila und Wetschnun, Jussuf und Suleika, die schon von Dschelebi verwertet worden waren, finden wir auch in der türkischen Literatur des 17. Jahrhunderts, die sich auch besonders mit dem Leben des Propheten und den Abenteuern Alexanders des Großen beschäftigt. Auf türkischem Boden spielen fast keine dieser Handlungen, die meistens nach Arabien oder

Persien verlegt wurden. Unter den Schwankdichtern der früheſten Zeit darf Nasredin Hodſcha, der türkiſche Eulenſpiegel, nicht vergeſſen werden. Seine Schnurren haben ſich bis in die heutige Zeit hinübergerettet.

In der zweiten Periode der türkiſchen Literatur ſieht man das Beſtreben, der alten Wortſpielerei ein Ende zu machen, und darf als Urſache für dieſe Bewegung wohl den Einfluß anführen, den europäiſche Wiſſenſchaft nach und nach im Morgenlande gewann. Ganz bezeichnend iſt auch das Unternehmen Reſchid Paſchas, der ſich alle erdenkliche Mühe gab, die Amtsſprache von ihrem Schnörkelwerk zu befreien. Dadurch wurde eine einfachere Proſa-Literatur geſchaffen. Die Poeſie freilich behielt ihre bisherige Form bei. Immerhin ſieht man im 18. Jahrhundert einen Anlauf zum Nationalen und Volkstümlichen, aber auch dieſer Zug konnte ſich nicht verallgemeinern. Wie die türkiſche Kunſt, die ſich langſam aus perſiſchen und arabiſchen Einflüſſen herausgeſchält hatte, durch den Einfluß der franzöſiſchen Kunſt vernichtet wurde, ſo wurden auch die erſten Keime der türkiſchen National-Literatur durch weſteuropäiſchen, beſonders franzöſiſchen Einfluß erſtickt. Sultan Selim hatte einen franzöſiſchen Architekten, Meling, durch Vermittlung des franzöſiſchen Botſchafters an ſeinen Hof kommen laſſen, der ſich alle Mühe gab, das reizende Rokoko, das die Zeit des kunſtſinnigen Sultans Achmed III. hervorgebracht hatte, durch einen verſchnörkelten Barock zu erſetzen. Einen ähnlichen Vorgang können wir in der Literatur feſtſtellen. Franzöſiſche Romane und Gedichte

werden massenhaft nach der Türkei gebracht und die türkische Literatur nimmt mehr und mehr von diesem Geiste in sich auf. Ein günstiger Einfluß kann der französischen Literatur freilich insofern zugestanden werden, als sie die türkischen Dichter mit anderen Motiven vertraut machte und sie den Begriffen der Nationalität und anderen sozialen Anschauungen näherbrachte. So entstehen denn vortreffliche Prosa-Erzählungen, wie die Achmed Mithads, und die Schilderungen türkischen Lebens, die Mehmed Tewfik verfaßte, so treten Dichter wie Kemal, Abdul Hakk Hamid und Usta Ekrem und nicht zuletzt Mehmed Emin, dessen Türkenlieder in das Jahr 1858 zurückgehen, auf den Plan. Sie versuchen die Emanzipation vom arabischen und persischen Rhythmus und Reimgeklingel durchzuführen. Abdul Hakk Hamid, der den Türken auch ein Drama geschaffen hat, hat sich besonders mit der Einführung des Prosa-Gedichtes Verdienste erworben.

Freilich auch diesen Erneuerern der türkischen Literatur ist die Arbeit von einer mit aller Macht einsetzenden Opposition erschwert worden. Ihr Führer war Mualim Nadschi, der mit seiner Schule die Rückkehr zum alten Stil predigte, freilich ohne Erfolg, denn die Schüler Abdul Hakk Hamids und Ekrems, Tewfik Fikret, Halid Sia und Dschenab Schihab eddin, blieben Sieger.

So stand es mit der türkischen Literatur bei der Wiedereinführung der Verfassung im Jahre 1908.

Wie wenig diese Literatur in das türkische Volk eingedrungen war, davon gibt ein Bekenntnis Zeugnis, das

ich einmal in einer türkiſchen Zeitung geleſen habe. In jenem Artikel ſprach ſich ein junger Türke darüber aus, auf welchen Umwegen es ihm ermöglicht wurde, mit der türkiſchen Literatur vertraut zu werden, und wo er die modernen Schriftſteller aufſuchen mußte, wenn er etwas von ihnen hören wollte. Es wurde dort erzählt, wie der junge Osmane auf der Suche nach geiſtiger Nahrung und türkiſcher Literatur anſtatt in dieſe einzudringen, ſich erſt durch die ihm allein zugänglichen franzöſiſchen Klaſſiker hindurcharbeiten mußte, um ſchließlich über Madame de Sévigné, Corneille, Molière, Racine, Boileau, Lamartine, Rouſſeau, Voltaire uſw. zu Daudet, Flaubert und Anatole France zu gelangen, bevor er ſich mit den Namen der älteren und neueren türkiſchen Literatur vertraut machen konnte, mit den Namen, die ich bereits vorher genannt habe. Auch die Stambuler Buchhändler konnten dem Wiſſensdurſtigen nicht helfen. In den alten Schmökern, die ihm zugeſchickt wurden, fand er nur die endloſe Reihe der Titel alter türkiſcher Werke, ſo daß er reumütig zu Bourget, Pierre Loti und anderen zurückkehren mußte, bis er eines Tages einen älteren Band der türkiſchen Wochenſchrift „Servet-i-funun" in die Hand bekam, wo er bisher unbekannte Namen wie Mehmed Emin, Halid Sia, Fikret, Dſchenab, Reuf, Hüſſein Dſchahid und Achmed Hikmet fand. Dieſe Bekenntniſſe ſind charakteriſtiſch für eine Zeit, in der das türkiſche Geiſtesleben den Verſuch machte, ſich aus den Feſſeln des Hamidiſchen Regimes zu befreien. Achmed Ihſan, der Begründer der heute noch

erſcheinenden Wochenſchrift „Servet-i-funun", hatte damals die Vertreter der neuen Zeit um ſich vereinigt, und die inhaltsreichen Seiten dieſer Zeitſchrift, die unter dem Druck Abdul Hamids entſtanden waren, bildeten ſo ein Spiegelbild jener Zeit des Kampfes, da die türkiſche intellektuelle Welt für ihre Ideale rang und die Ziele erreichen wollte, die ſie ſich geſteckt hatte. Der bereits angeführte Artikel, dieſe Bekenntniſſe eines jungen Osmanen, hat, ſoviel ich mich erinnere, das Ergebnis gefunden, daß der Aufſchwung, den das türkiſche Geiſtesleben in den letzten Jahren der Hamidiſchen Deſpotie genommen hatte, mit dem Augenblick nachließ, als das Ziel erreicht, die Verfaſſung wieder eingeführt, Hamid geſtürzt und aus den Trümmern der alten die neue Türkei hervorgegangen war. Nicht mit Unrecht wurde betont, daß die Konſtitution die Kräfte aufgeſaugt habe, die ſich ehemals in den Dienſt der guten Sache geſtellt hatten. Neue Poſten wurden frei; ſie wurden von der jungtürkiſchen Intelligenz beſetzt, und die vergaß ſehr bald, worin ehemals ihre Aufgabe beſtanden hatte. So fanden die jungtürkiſchen Literaten keine Zeit mehr, das begonnene Werk zu Ende zu führen, und ließen, als ſie Staatsbeamte geworden waren, wiederum einen Niedergang in der geiſtigen Entwicklung eintreten.

Aber nicht nur das waren die Gründe dafür, daß die türkiſche Literatur der neuen Zeit ſich nicht entwickeln konnte. Auch politiſche Gründe waren maßgebend, und ſo war es vor allen Dingen die von den Jungtürken ausgegebene Parole, der Osmanismus, welcher mit ſchuld

an diesen Zuständen hatte. Der Osmanismus nämlich sollte die Einheit aller osmanischen Untertanen ohne Unterschied des Glaubens oder der Nationalität gewährleisten. Die innerpolitischen Ereignisse zeigten aber sehr bald, daß die jungtürkische Politik damit einen Fehlgriff getan hatte. Die Rettung sollte dann mit der panislamischen Bewegung versucht werden, aber auch die Vereinigung aller muhammedanischen Elemente des Reiches scheiterte. Die Aufstände in Albanien, im Hauran, im Jemen sind die besten Beweise dafür.

Es hat stets Leute gegeben, die nach einem Ausweg suchten, eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Nach dem Tripoliskrieg hat eine Bewegung eingesetzt, die besonderen Wert auf die Betonung des Türkismus legte. Der Balkankrieg hat diese Bewegung gefördert, die das nationale Bewußtsein in der Türkei erwachen ließ. Auch die Regierungspartei schloß sich dieser Bewegung an, indem sie sich von der Erkenntnis leiten ließ, daß die Türkei die Vormacht des Islam werden müßte und ein starkes Türkentum nötig war, wenn das türkische Element den anderen das Reich bildenden muhammedanischen und nicht-muhammedanischen Elementen gegenüber die Oberhand behalten sollte.

In der Literatur hat sich diese Bewegung zuerst in Saloniki, dem ehemaligen Sitz des jungtürkischen Komitees, geltend gemacht, wo die Gesellschaft „Gensch Kalemler" (Junge Federn) und die Gesellschaften „Jeni Lisan" und „Jeni Hajad" (Neue Sprache und Neues Leben) begründet

worden waren. Die türkiſche Sprache ſollte vor allen Dingen vom fremden Beiwerk geſäubert werden. Der Feldzug richtete ſich gegen die Stoffe und Motive, die aus der alten Literatur entnommen worden waren. Selbſt Dichter wie Tewfik Fikret, Halid Sia, Abdul Hakk Hamid und andere wurden von der Liſte der Jüngſten als Geſtrige geſtrichen. Die türkiſche Literatur ſollte nach dem Programm dieſer Jüngſten neugeſtaltet und auf neuer Grundlage gegründet werden. Sie ſollte vor allem einen nationalen Charakter annehmen.

Jedoch erſt der Balkankrieg konnte die Ideale verwirklichen, die man ſich damals geſteckt hatte. Die Rückkehr nach Anatolien war ja auch der beſte Anlaß zur Verbreitung dieſer pantürkiſchen Bewegung. Im Drama hat ſie noch keinen Fuß faſſen können, wohl aber in der jungtürkiſchen Erzählungs-Literatur, als deren modernſte Vertreter Aka Gündüs und Sia Gök Alp genannt werden müſſen. Wenn wir uns die Stoffe näher anſehen, die dieſe Dichter bearbeiteten, ſo finden wir ſie auf dem Wege nach dem Zukunftsideal des Türken, als welches die urſprüngliche Heimat der Turkmenenſtämme, das Land Turan, immer und immer wieder genannt wird. „Das Vaterland der Türken iſt nicht die Türkei, iſt nicht Turkeſtan, iſt ein weites ewiges Land Turan.“ So ruft Sia Gök Alp einmal aus. Der Roman „Jeni Turan“ (Neu-Turan) Halide Edib Hanums, der auch in deutſcher Überſetzung meines Konſtantinopeler Freundes Dr. Friedrich Schrader vorliegt, der ſeit zwei Jahrzehnten ſo manchen

Bauſtein zur deutſch-türkiſchen Verſtändigung herbeigetragen hat und als Überſetzer auch hier zum Worte kommt, zeigt auch ungefähr das Ziel, auf das die Pantürkiſten, die Vertreter der neueſten literariſchen Richtung, hinſteuern. Auch ſie verfolgen ihre Ziele nicht ohne Kampf, denn ſie werden von den ſogenannten Islamdſchi bedroht, die ihnen eine antiklerikale Haltung vorwerfen. Die Koran-Überſetzungen ins Türkiſche und die Tatſache, daß das Freitagsgebet, das auf den Namen des Kalifen geleſen wird, heute nicht nur in arabiſcher, ſondern ſchon in türkiſcher Sprache geſprochen wird, beſtärkt natürlich die Oppoſition in dieſer Auffaſſung.

Ich möchte mich hier nicht weiter über dieſe Bewegungen, die heute in der türkiſchen Literatur auftreten, ausſprechen. Auch die neueſte Literatur verfolgt, ſo will mir ſcheinen, noch etwas unbeſtimmte Ziele, denn das Land Turan kann ja nur als unbeſtimmtes Ideal aufgefaßt werden. Selbſt die Führer der jüngſten literariſchen Bewegung ſind ſich noch nicht recht darüber klar, wie das Ideal erreicht werden und was es ausdrücken ſoll. Es ſchwebt ihnen wohl vor allen Dingen das eine Ziel vor, die Türken der ganzen Welt unter einer gemeinſchaftlichen Kultur zu vereinigen, und ſie richten dabei natürlich auch ihre Blicke auf den Kaukaſus, wo ja das türkiſche Element einen Hauptbeſtandteil der Bevölkerung ausmacht. Auch dieſe neueſte literariſche Bewegung zeigt ſich uns daher als noch etwas Unbeſtimmtes. Geradeſo wie die neueſte Türkei überhaupt, die wir ja erſt in ihren Umriſſen erkennen können. Es

muß erſt die große Entſcheidung in dieſem Weltkrieg abgewartet werden, um zu ſehen, in welcher Richtung ſich die türkiſche Literatur weiter bewegen kann und weiter zu bewegen hat. Gelingt es der Politik, unter der Betonung des Türkismus ein lebensfähiges Osmaniſches Reich zu ſchaffen, dann freilich wird ſich auch die türkiſche Literatur auf eine erfreuliche Zukunft vorbereiten dürfen.

Dr. M. R. K.

Die ſchöne Pervin

Von Hüſſein Dſchahid

Jahrelang war er durch die Straßen Stambuls gegangen, bis er endlich einen einträglichen Platz gefunden hatte. Tagtäglich kam er dorthin. Dort, ungefähr zehn Schritte von der Tür eines großen Holzkonaks entfernt, hockte er auf der Erde, vor ſich ſein Taſchentuch ausgebreitet, auf die Mitleidigen wartend, die ihm ihr Almoſen hineinwerfen ſollten.

Als er das erſtemal dahin gekommen war, war er noch nicht gänzlich erblindet. Eines Tages aber legte ſich ewige Finſternis über ſein Leben; da fühlte er, wie der einzige und ſchwache Lichtſtrahl, der ihm noch Troſt gegeben in ſeinem ſchweren Elend, erloſch. Von nun an ſah er kein Menſchenantlitz mehr, in endloſer Nacht war alles untergegangen. Durch fortdauernde Anſpannung, um durch dieſen undurchſichtigen Schleier hindurchzublicken, fand er allmählich ein Band, einen Faden, deſſen äußerſtes Ende er ſelbſt war. Und dieſer Faden verband ihn mit der Welt des Lichtes und der Glückſeligkeit.

Sein Herz zitterte nur dann, wenn er die harmloſe, unſchuldige Stimme eines Mädchens aus dem alten Konak klingen hörte, neben welchen er ſich jeden Tag, wie eine Wache, ſtellte. O, wie glücklich wurde er, wenn ſie mit ihrer Mutter oder ihrer Erzieherin ausging und er ihr Stimmchen hörte, das die auf den Grund dieſer dumpfen

und gleichgültigen Seele zurückgestaute Zärtlichkeit erwecken und zittern machen konnte. Wenn das Kind an ihm vorüberging, dann lauschte er in unaussprechlicher Erregung dem Geräusch der kleinen Schritte auf dem Pflaster.

Die treue Anhänglichkeit, die der Blinde diesem Platz seit Jahren bewahrte, hatte zwischen ihm und den Bewohnern des Konaks eine Art Vertraulichkeit entstehen lassen und manchmal sogar begleiteten die Beys und Hanums, wenn sie ihr übliches Almosen in das Taschentuch warfen, ihre Bewegung mit einem freundlichen: „Baba, nassil sin?", einem „Wie geht's dir?"

Dem Blinden jedoch war das begehrteste Almosen das helle und reine Lachen des Mädchens. Die Diener hatten ihm den Namen des Kindes gesagt. Pervin hieß das Mädchen, und obschon die Bedeutung des Namens ihm fremd war, empfand er doch etwas harmonisch Süßes, wenn er ihn über seine Lippen gleiten ließ. „Pervin!" Wenn er diesen Namen aussprach, vergaß er die Hilflosigkeit seines elenden und gebrochenen Lebens. Die kleine Pervin selbst schien sich nicht im geringsten vor seinen erloschenen Augen oder dem struppigen Bart zu fürchten. Wenn sie in Begleitung ihrer Erzieherin ausging, blieb sie gern einen Augenblick vor dem Blinden stehen, gab ihm ihr Almosen und antwortete dann im Weitergehen mit einem unschuldigen Lachen auf den Dank des Blinden: „Ömrünü bereket, kutschuk hanumym!" „Der liebe Gott segne dich, kleines Fräulein!"

Erfreut und gestärkt durch den Silberklang dieses frohen

Lachens strengte sich der Unglückliche an, solange als möglich den Schall der kleinen Schritte zu hören, der langsam im Lärm der Straße unterging...

*

Der Blinde merkte auch, wie im Laufe der Zeit die Schritte sich veränderten, wie ihr Geräusch das kindlich Trippelhafte verlor und nach und nach den Gang eines großen Mädchens verriet. Eines Tages ging Pervin mit ihrer Erzieherin aus dem Haus. Diesmal schien es dem Alten, als sei ihr Schritt von Seide umrauscht, und ihm war, als höre er den Flügelschlag eines Vogels. Sie blieb vor ihm stehen, warf ihm den Piaster in das Taschentuch und antwortete scherzhaft auf das dankende „Kutschuk hanumym“:

„Nein, Baba, ich bin nicht mehr eine kleine, sondern eine große Hanum. Du siehst, ich trage doch den Tschartschaf!“

Als sie sich, den Seidenstoff durch den raschen Schritt ihrer Füße rauschen lassend, entfernt hatte, biß ein bitterer Schmerz in das Herz des alten Blinden: „Du siehst, ich trage doch den Tschartschaf!“

Mein Gott! Nein, er wird es niemals sehen. Seine erloschenen Augen, die so manches erkannten, werden niemals den Tschartschaf und den Feridscheh sehen, von dem ein so süßer Geruch ausströmt. Und doch, wie gern hätte der Unglückliche das alles sehen mögen! Umsonst werden seine Wünsche heiß und heißer, sie werden ihn schmerzen

und töten, ewig wird er dieſes Glückes beraubt bleiben. Er war dazu verdammt, ſein elendes Leben weiter zu ſchleppen, feſtgenietet auf demſelben Fleck, mitten in den Schreckniſſen des Nichts, während ſo viel andere Männer, die er kannte, die Wellenbewegungen dieſes Tſchartſchafs bewundern durften. In den Nächten, wenn die Straße ſtill und verlaſſen war, lauſchte er den Tönen des Klaviers, auf dem Pervin ſpielte. Die Sehnſucht nach dieſen neuen Melodien ließ ihn die Nächte auf dem Bürgerſteig verbringen. Er konnte, wenn er dieſe tröſtenden Töne einſog, alles vergeſſen.

Wenn das Inſtrument unter den Fingern Pervins zu ſingen anfing, hörte der in die Ecke gekauerte Blinde mit Entzücken die Töne, die in ihm eine neue, tiefe, andern unbekannte Harmonie erweckten und die ihm die unendliche Reinheit dieſer Mädchenſeele offenbarte. In ſolchen Augenblicken lebte er nicht mehr, dieſe herrliche Muſik entriß ihn der ſcheußlichen Welt, zog ihn aus den Nebeln, in denen er kauerte, und führte ihn in die Welt des Lichtes und der Glückſeligkeit. Dann und wann vernahm er auch eine Stimme, Pervins Stimme.

Dieſer Geſang belebte ihn, wiegte ihn und erweckte in der verzehrten Seele des Bettlers die Empfindung, als berühre er weichen Seidenſtoff und geſchmeidigen Samt. — —

*

Da, eines Tages, ereignete ſich etwas Wichtiges im Konak: Pervin heiratete. Der Blinde erriet das aus

den Reden der Dienerſchaft, aus der Bewegung, die im Hauſe herrſchte, aus dem ewigen Kommen und Gehen. Nichts blieb ihm von dieſen Hochzeitsvorbereitungen verborgen. Jetzt war alles ſo anders geworden, ſeit Pervins Trippelſchrittchen, dem Rauſchen ihres Feridſchehs, den Tönen des Klaviers und ihrem Geſang. Das unſchuldige und kleine Kind ſchien ganz und gar ſich den angenehmen Zerſtreuungen hinzugeben. Sie hatte nicht mehr Zeit, ſich mit dem alten Bettler zu unterhalten, und ging, nachdem ſie ihn beſchenkt hatte, eiligen Schrittes weiter. Und da er dieſe heftige Sehnſucht des Mädchens nach der Hochzeit fühlte, kam es wie eine furchtbare Ahnung über ihn und zitternd wiederholte er, wenn ſie vorüberging, mit der ganzen Wärme ſeines armen Herzens den üblichen Wunſch:

„Allah keder güeustermessine!“ „Gott bewahre dich vor aller Not!“

Die Hochzeit fand in aller Freude ſtatt, und der Blinde hatte alle die Feſte in trauriger Entſagung verfolgt. Die Flitterwochen hatten Pervin ganz verändert. Wenn ſie jetzt ſpielte, hatten die Töne einen ganz andern Klang. Und als er dieſe Veränderungen im Empfinden der jungen Frau bemerkte, da fühlte der Blinde um ſo mehr in ſeiner Seele den reißenden Schmerz gänzlichen Verlaſſenſeins, einer Trennung und ſteten Entbehrung. Mit ihr leben, ſie ſehen, mit ihr lange und ſüße Stunden verbringen — welch Glück mußte das ſein!

Eines Tages nagte ihm ein Verdacht am Herzen: Pervin war nicht glücklich!

Wie war er darauf gekommen? Er konnte es ſich ſelber nicht erklären. Aber ein Nichts ließ ihn die kleinſte Veränderung dieſer keuſchen Seele erkennen, der er ſeit Jahren in Hingebung gefolgt war. Trotzdem er eine geheime Freude empfand über die der jungen Frau widerfahrene Enttäuſchung, eine Freude, die er ſich nicht eingeſtehen wollte, fühlte er einen furchtbaren Haß in ſich gegen diejenigen, die ihr dieſen Schmerz verurſachten. Denn — er wußte es — Pervin litt. Da war kein Zweifel mehr. Wenn ſie auch nichts davon ſagte, ihre Stimme, deren geheimſte Regungen er kannte, verriet ihr ſtummes Leiden.

Ein großes Ereignis geſchah im Konak. Die Diener erzählten, der junge Mann habe ſich geärgert und ſich von ſeiner Frau getrennt. Als der Blinde das hörte, empfand er etwas wie wilde Befriedigung. Pervin würde wieder ſein werden und nur ihm gehören in Zukunft.

Jedoch die Verzweiflung Pervins zerſtörte bald dieſe Freude. Pervin war unglücklich; ihre Seele war gepeitſcht. Im Rauſchen ihres Feridſchehs, im Geräuſch ihrer Schritte war etwas, das mehr ſagte, als lange Antworten verraten können, wenn er ihr zumurmelte:

„Allah ömrünü artirsun!“ („Gott gebe dir ein langes Leben!“)

Von nun an hörte der Blinde keine Muſik, keinen Geſang, kein Seidenrauſchen mehr. Es war, als weinte alles in ihr in ſtillem Leid. Vor dieſem Schmerz, dem er ſich ſo nahe fühlte, wurde der Blinde zugleich von ungeheurem Mitleid mit dieſem geplagten Herzen und wildem Haß

erfüllt gegen die Männer, die die Herzen junger, reicher, schöner und zarter Frauen brechen und aus ihrem Leben ein Martyrium, eine Hölle machen.

Eines Tages, als Pervin dem Blinden wieder ihr Almosen zuwarf und der Bettler ihr ein langes Leben wünschte, da neigte die Frau sich zu ihm und sagte ihm mit tränenerstickter Stimme:

„Hair bir an ewel schu düniadan kurtulmama dua et!“ („Nein, bete dafür, daß ich möglichst bald davon befreit werde!“)

Diese Klage, diese Tränen, das war diesmal zu viel für den Alten. Ihre Augen, deren Glanz er nie gesehen, weinten. Diese Stimme, diese Stimme, die ihm in die Seele drang, die ihm, der da im Schmutz und Staub kauerte, bisher Leben gegeben hatte, verfluchte das Leben! Warum denn gab es nicht ein klein wenig Glück auf dieser Welt für zwei unglückliche Herzen?

Er war dem Ersticken nahe und fühlte eine gebieterische Notwendigkeit, aufzustehen und vorwärts zu gehen. Er erhob sich, schwankte wie ein Betrunkener und stürzte sich nach vorn, als wollte er einen unsichtbaren Feind angreifen. Wer ihn so gesehen hätte, vom Rachedurst getrieben, seinen knotigen Stock schwingend und wütend den Boden tretend, der würde geglaubt haben, der Bettler zertrete mit seinen Fersen das ungerechte Leben dieser Welt und vernichte die Menschheit...

Der Traubenverkäufer

Von Ahmed Hikmet

Auf der Inſel Prinkipo im Anfang Juli. Es iſt ein Tag, an dem die Sonne die Erde beinahe zum Schmelzen bringt und die Blätter dörrt. Die vom Himmel herabflutende Hitze verbrennt die Wangen, bedrängt die Bruſt, beklemmt den Atem. Sie wird zu einer Flamme, die ſich faſt mit der Hand greifen läßt. Am Horizont eine Helligkeit, ein grelles Licht, das den Augen weh tut. Die Fichten auf dem gegenüberliegenden Ufer ſehen wie ſchwarze Brandflächen aus. Die Augen, die ſo viel Licht nicht ertragen können, ſind müde und bewegen ſich nur träge unter den beſchwerten Lidern. Erde und Himmel ſehen aus, als wären ſie in glühende Kohle verwandelt.

Da ertönt aus dem ſchlaftrunkenen, alles einhüllenden Stillſchweigen von der Ferne aus der Gegend des Schiffsanlegeplatzes her eine furchtbare, mächtige Stimme: „Karpus! Ka—ar—pus! (Waſſermelonen)!“ Sie erweckt den Widerhall, klingt gegen die Fenſter der Kioske, ſchwingt ſich über die Gipfel der Fichten und fliegt majeſtätiſch wie ein grimmer Adler über die Hügel dahin. Ein Flug Tauben ſteigt, aufgeſchreckt, über den jenſeits des Sundes liegenden Fichtenwald in die Höhe.

„Ka—ar—pus! . . .“

Auf dieſe Stimme antwortet von der Seite der Neſamſtraße her ein andrer noch mächtigerer Klang:

„Tſcha—u—uſch!“ Dann tritt Stille ein. Es iſt als wäre durch die Wucht dieſer urwüchſigen Stimmen die Schöpfung für eine Sekunde, von Schrecken ergriffen, in Zittern geraten. Beide Stimmen erklingen mit ſiegreicher Gewalt über die Berge und die Meere, die ſich unter dem Mantel des Stillſchweigens zu verbergen ſuchen . . .

„Tſcha—u—uſch! . . . Tſcha—u—uſch!“ Jetzt ſtehen die beiden Männer vor mir wie zwei Statuen vollendeter Männlichkeit. Ihre Körper ſind ſo ſchwer wie ihre Stimmen, ſie tragen lang herabwallende Bärte; ihre Hemden ſind offen, daß die ſonnenverbrannte Bruſt ſichtbar iſt. Ihre Waden ſtecken in halbhohen Gamaſchen. Die Geſichter haben einen treuherzigen Ausdruck . . . Auf ihren Rücken tragen die beiden Männer je zwei Okka faſſende, ineinander gelaſſene Körbe . . . „Baba,“ ſage ich zu dem Traubenverkäufer, „du verkaufſt Trauben, als wenn du ein Kommando führteſt! Deine Stimme klingt ja wie der Donner!“ . . . „Schreie ich wirklich ſo laut?“ verſetzt der Mann treuherzig. Er verkauft ſeine Trauben und ſchickt ſich an, die ſteile Straße hinaufzuſteigen. Wieder läßt er die Umgegend von ſeinem Rufe erklingen: „Tſchauſch! Tſchauſch!“

Ich ſtehe unter dem Banne dieſer Stimme und des Stoffes, der dieſe Stimme erzeugt. Eben ging auf der Straße noch ein andrer Verkäufer bei mir vorbei. Aus der Ferne klingen die Rufe: „Tſchali Faſſulia! Kemer Patlidſchan!“ Aber dieſer Klang wird niedergedrückt und zerſtreut ſich. Neben dem ſich über ihn triumphierend

erhebenden Rufe: „Tscha—u—usch!“ bleiben diese Stimmen schwach und kraftlos.

Ich eile an das Hinterfenster des Hauses. Von dort sehe ich, wie der Traubenverkäufer, auf dem Gipfel des Hügels angelangt, seinen Korb auf die Felsen am Wege setzt. Seine Hände streckt er vorn in den roten Gürtel, der sich um seine Hüften windet. Mit seiner nackten Brust, den nervigen Waden steht er da wie ein Ebenbild der Kraft. Unter den dichten Brauen hervor fliegt sein Blick aus den langsam und stolz sich bewegenden Augen auf die Wogen der Marmara, das gegenüberliegende Gestade, auf den blauen Himmel und die geliebte von der Sonne übergossene Heimaterde. Lange und tief schaut er auf das Bild der Heimat, und ich suche das Geheimnis seines Blickes zu deuten. Eine stumme Klage liegt darin. Es scheint, als ob er an das leidende Vaterland denkt. Wie heißt es doch im Liede?

„Allah! so tönt mein Ruf.
Die Hand fährt an das Schwert!
Den Leib färb' ich in Blut
Für Heimat und für Herd.“

Von meinem Fenster aus sehe ich auf diese Festung von Fleisch und Blut mit Staunen und Verehrung.

Jetzt schließe ich die Augen und habe eine Art Vision . . .

Ich sehe den Mann vor mir, wie er als Rekrut, ein Stück rot und blau gemustertes Jemeni, ein Tuch, um

den troddellosen, formlosen Fes geschlungen, zerrissene Sandalen, „Tscharyks", an den Füßen, auf seinem Rücken einen Ranzen aus Schaffell, mit seinen Kameraden durch das große Tor des Kriegsministeriums marschiert, indem er, um in Reih und Glied zu bleiben, wie ein Lamm hüpft und springt. Heute ziehst du mit vielem Mut in zerrissener Weste und mit Hingebung an das Vaterland durch das Staatstor des Kriegsministeriums ein — morgen kommst du wieder heraus mit einem neuen Kalpak, in neuer Uniform, mit stolzer, gebieterischer Miene! Der heute schwach ist, wird morgen zum Helden, und die Erde zittert unter seinem Tritt . . .

An dem Tage, wo er die Zügel seines Pferdes in die Hand nimmt, den Säbel zieht, die Flinte schultert und das Bajonett aufpflanzt, wird der schwache, furchtsame Landmann zu einem furchtbaren Soldaten ... Das Lamm, das, als es die Pflugschar führte, gedrückt und verachtet war, wird zum reißenden Tiger. Er zerschmettert diejenigen, die sein Nest zerstören wollen. Wer ihn dann sehen kann, wird des Glaubens sein, er sei nur dazu geschaffen worden, Uniform zu tragen und die Waffe zu handhaben, daß seine Stimme nur dazu bestimmt war, zu kommandieren und seine breite Brust nur um dem Vaterlande zum Schild zu dienen . . . Wenn man dich dann in dem stählernen Verbande des Bataillons sieht, und deinen Ernst und deine Festigkeit bewundert, wie soll man dich nicht lieben und auf dich stolz sein! Mit der Muttermilch zugleich, hast du die Eigenschaften einer Rasse

bekommen, die dazu geſchaffen iſt, Seelengröße, Hochherzigkeit, Trotz und Geduld, Gehorſam und Herrſchertum zu verkörpern. Andere Nationen lernen dieſe männlichen Eigenſchaften in den Schulen und an den Univerſitäten; du lernteſt ſie aus den großen, ſchwarzen Augen der Mutter, aus der tiefen, grollenden Stimme deines Vaters, aus den geheimnisvoll harmoniſchen Lauten des Korans.

Selbſt mit deinen zerriſſenen „Potur" (das enganliegende Beinkleid des osmaniſchen Bauern) biſt du achtunggebietend. Selbſt, wenn du unterliegſt, ſiegſt du. Du neigſt mehr zur Gewalttätigkeit, als zur Schmeichelei. Du biſt hart und feſt, wie die Entſchlüſſe deiner Bruſt. Aber in deiner Härte gibt es keine Roheit, keine Gemeinheit. Es liegt darin die Macht zum Herrſchen und eine edle Ungezwungenheit. In deinem Zorn donnerſt du wie ein Gewitter; wenn du gerührt biſt, weinſt du wie die Frühlingswolke ... In deiner Seelentiefe biſt du wie ein Engel, wie ein Teufel, wenn der Trotz dich faßt.

Beharrlich biſt du in deinem Denken, beharrlich in deinen Gewohnheiten, beharrlich in deiner Freundſchaft, beharrlich im Kriege. An Neuerungen gewöhnſt du dich langſam. Haſt du dich aber einmal gewöhnt, gibſt du ſie ſobald nicht auf. Du biſt treuherzig ... Diejenigen, die auf dich neidiſch ſind, können dir mehr Schaden zufügen, wenn ſie dir ſchmeicheln, als wenn ſie dich quälen. Die Bewegungen deiner Beine und Arme ſind langſam wie die einer Schildkröte. Deine nicht zu erſchöpfende Geduld, deine nicht zu erſchütternde Feſtigkeit geht daraus hervor.

Eigennutz kennſt du nicht ... Das Geld, jenes Stück Metall, das fälſchlich als eine Quelle des Glückes gilt, achteſt du nicht. Dein Stolz iſt größer als deine Eigenliebe. Den, den du liebſt, ſtellſt du höher als dein Leben. Meiſt lebſt du für andere, arbeiteſt für andere, ſtirbſt für andere. Wenn dich andere lieben, denkſt du nicht mehr an dein eigenes Intereſſe, man mag dich an die Maſchine ſtellen, oder dir ein Handwerkszeug in die Hand geben, oder dich in deinem Laden die Zinſen deines Kapitals berechnen laſſen! Sie erwarten das von dir und doch rechnen ſie dir dieſe Uneigennützigkeit als Fehler an. Aber kaum beſitzeſt du Zeit dazu, dich ausbeuten zu laſſen! Vom Pfluge wirſt du fortgeriſſen. Das Gewehr gibt man dir in die Hand. Von einer Grenze zur anderen mußt du eilen. Du ſtirbſt in Bulgarien, in Griechenland, in Arabien, Kurdiſtan, Perſien. Nur in deinem Dorfe läßt man dich weder leben noch ſterben. Man erlaubt dir nicht, deine Geliebte Aiſcha zu küſſen und dein Söhnchen Mehmed aufwachſen zu ſehen ...

Du biſt wie eine hohe Platane, die zerbricht und ſich nicht beugt, du ſtirbſt und klagſt nicht! Du feuchteſt den Wüſtenſand mit deinem Blute und tauchſt dein Brot in den Schweiß deiner Stirn ... Du biſt ein Vergewaltigter in der Form des Gewaltmenſchen. In deiner Heimat biſt du ein Fremder, eine Waiſe am Herde deines Vaters und deiner Mutter. Dieſes Anatolien, das von verwaiſten Müttern voll iſt, wird für dich zu einer grauſamen Stiefmutter ...

Ein Schwert biſt du, das in die Scheide des Orients nicht hineingeht, das mit Blut beträufelt wird und ſich feuchtet, mit dem man ſchlägt und ſchlägt, bis es zerbricht ...

Aber aus jedem der Stücke bricht ein Funke hervor, der zu einem Blitze wird. Du trägſt in dir eine göttliche Kraft, einen ewigen Segen, o Türke.

Der Kulturträger

(Mein Neffe)

Ein Monolog von Ahmed Hikmet

(Ein alter Herr mit meliertem, rundgeſchnittenem Vollbart. Sein Gehrock iſt von oben bis unten zugeknöpft; er trägt einen runden Fes, der, auf den Hinterkopf geſchoben, die offene, gerunzelte Stirn zeigt. Die Schultern ſind leicht abfallend, die Figur nach vorn gebeugt. Sein Mienenſpiel iſt lebhaft und humorvoll, ſein Alter zwiſchen 50 und 55.)

Der alte Herr: Ich habe einen Neffen ... Er hat in Paris ſeine Studien beendet ... Ja, wiſſen Sie, beendet! Als meine Einkünfte zu Ende waren, bezog er auch keinen Wechſel mehr von mir ... und als er mit dem Wechſel fertig war, hatte er auch ſeine Studien beendet ... Worin ſeine Studien eigentlich beſtanden, das habe ich nie ſo recht erfahren können. „Lieber Onkel," ſagte er, „du verſtehſt von der Sache einfach nichts ... Bis ich

auf der Universität mit allen Wissenschaften fertig bin...!"
— Ja, aber bis er auf der Universität mit allen Wissenschaften fertig ist, bin ich im Narrenhause mit allen Narrheiten fertig ... Sehen Sie ... und sagen Sie mir, ob man da nicht verrückt werden kann! Ich werde es Ihnen erzählen ...: Mein Neffe hatte zuerst den Wunsch, Baumeister zu werden ... Er zeichnete auch einige wunderbar verzierte Türen, ferner protzig-vergoldete Kuppeln und zog mir mit seinen Plänen, die nicht Hand und nicht Fuß hatten, das Geld aus der Tasche ... Na, später sah er ein, daß er kein rechtes Fundament legen konnte, und warf sich auf das Studium der Metallurgie ... Je eifriger er aber das betrieb und mit seinen Retorten und Schmelztiegeln arbeitete, desto mehr schmolzen auch meine Goldstücke dahin... Mein Neffe wurde auch dessen überdrüssig. Er erinnerte sich an das alte Wort: „Fass' eine Erdscholle und sie wird zu Gold!" Um dies zu erreichen, versuchte er es mit dem Studium der Landwirtschaft und der Forstkultur ... Der tolle Mensch machte aber seine ersten Versuche bei der Tochter eines Gärtners und säte buchstäblich Hirse auf dem Grunde meines Portemonnaies, wie wir sagen, das heißt, er untersuchte es bis in die tiefsten Tiefen, um später, wie man sagt, einen Feigenbaum auf meinem Herde zu pflanzen. Schließlich eines schönen Morgens, sah ich meinen Neffen vor mir ... O, wie er aussah! ... Sein Kragen war rissig, wie ein marmorner Brunnenrand, seine Haare guckten lang und kraus unter einem Fes hervor, der schon lange seine

Form verloren hatte, und waren gegen den Strich gekämmt, wie die Federn eines Truthahnes, die der Wind zerzauſt. Sein Schlips war ein Plaſtron, das als Matratze für ein Baby hätte dienen können. Er bog mir ſeinen Hals entgegen. Während ich ihm die Hand zum Kuß bot, bot er mir die Lippen. Wir wußten beide nicht, was wir tun ſollten. Ich hielt meine Hände ausgeſtreckt ... Schließlich warf er ſich mir an den Hals — und küßte mich ohne weiteres auf den Mund ... Ich ſchämte mich wegen meiner Hand, die nichts abkriegte ... Notgedrungen zog ich ſie zurück. In dem Augenblicke zog er aus der hinteren Taſche ſeines Gehrockes ein weißes Taſchentuch und dabei ſah ich, daß an ſeinen Fingern einige große Ringe mit falſchen Steinen, roten, grünen, blauen, ſteckten, und dann wiſchte er ſich — ich weiß nicht, war es etwa, weil er meine Lippen geküßt hatte — in einer auffallenden Weiſe die Naſe und den Mund. Er fand eine von unſerer alten Väterſitte verſchiedene Art, ſich die Naſe zu putzen, nämlich in der Mitte des Taſchentuches. Dann faltete er es wieder zuſammen (er ahmt ihn nach). Dann warf er ſich auf den Diwan und bewegte ſich wie ein Stehaufchen ... Er ſchwankte hin und her; endlich ſaß er gerade wie ein Pfahl ... Er ſchien kein Menſch mehr zu ſein, nicht mein Neffe mehr, ſondern eine Maſchine ... Auch auf dem Minder (Diwan) konnte er nicht mehr ſitzen; ſo verſuchte er es auf dem Kanapee. — Aber auch dort fand er ſeine Ruhe nicht. Nichts gefiel ihm... Auch ich gefiel ihm nicht, ſein geliebter Onkel ... Meine Worte

gefielen ihm nicht . . . Meine Haltung gefiel ihm nicht . . . Mein Gang gefiel ihm nicht. Ach — nichts gefiel ihm! Er setzte es sich in den Kopf, die ganze Hausordnung umzustoßen, alles wollte er auf den Kopf stellen. Er verlangte, daß der Diener, der ihm den Kaffee brachte, weiße Handschuhe anzöge, daß der Koch eine weiße Kappe aufsetze. Er wünschte, daß sich der Hausmeister und der Kehaja*) jeden Morgen rasierten; er riß sich in Stücke darum, er bestand darauf. Als ich eines Abends in sein Zimmer trat, um ihm die Leviten zu lesen, bot sich mir ein schrecklicher Anblick. Über das Gesicht meines Neffen war ein Stück Stoff gebunden, das unter der Nase bis zu den Ohren ging, und dieses Gesicht hatte einen unheimlichen gelben Glanz. Seine Füße ruhten auf dem Eisengeländer der Bettstelle, seine Hände hatte er in Watte gewickelt, seine Augen waren geschlossen . . . So schlief er, als wäre er von Sinnen . . . „Ein Unglück! . . . Ein Unglück!" rief ich, stürzte aus dem Zimmer. Und dann: „Schnell einen Arzt!" Im Hause liefen alle wild durcheinander, es ging hinaus und herein. Der Arzt kam. Behutsam traten wir mit ihm in das Zimmer meines Neffen. Da richtete sich mein Neffe ganz verstört von seinem Bette auf . . . In das Zimmer tönte das Wehgeschrei der Frauen im großen Salon. „Er hat sich selbst umgebracht!" riefen sie. Mein Neffe wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er wollte weglaufen. Wir flehten ihn an, sich wieder hinzulegen, klammerten uns an seine

*) Wächter.

Arme, an ſeine Füße . . . Es war ein furchtbarer Aufruhr. (Er hält einen Moment inne.) Schließlich kam es an den Tag, was es mit der Sache für eine Bewandtnis hatte. Mein Neffe hatte die Abſicht gehabt, am nächſten Tage nach Kiathane zu gehen . . . Da hatte er den Einfall gehabt, um die Füße in die Schuhe hineinzukriegen, ſie auf den Bettrand zu legen, damit das Blut herausginge und um ſeine Haut weich und glänzend zu machen, hatte er ſich das Geſicht mit Coldcream beſtrichen. Um den Schnurrbart recht ſteif zu machen, hatte er ſich ſo eine Maſchine über das Geſicht gebunden und inmitten dieſer ſelbſtauferlegten Qualen war er ruhig eingeſchlafen. Konnte es etwas Einfacheres und Natürlicheres geben als das? Das war die Frucht ſeines fünfjährigen Aufenthaltes im Lande der Wiſſenſchaft und der Ziviliſation, wo er, wie er ſagte, Tag und Nacht in beſtändigem Studium verbracht hatte . . . Nicht wahr, Sie haben verſtanden? . . . Nach dieſen fünf Jahren hatte er die Haltung eines Napoleon, das Haar eines Humbert, den Schnurrbart Kaiſer Wilhelms . . . Das genügte meinem Neffen, um ſich für einen modernen Kopf zu halten. Ach! (Er ſeufzt tief.)

Eines Morgens hörte ich aus dem großen Salon unter mir einen Lärm, ein Lachen, ein Stampfen heraufſchallen. Ich öffnete leiſe die Tür. Was ſah ich?! Mein Neffe hatte ſeine Schweſter an das Piano geſetzt und alle Dienerinnen, alte und junge, ſelbſt die Kehaja-Kadin eingeſchloſſen. Sie hatten ihre Ärmel aufgeſtreift und ihre Bluſe oben aufgeknöpft. Das ſollte das Decolleté vor-

ſtellen, und er ſpielte ihnen tolle Tänze. „Allmächtiger Gott," ſagte ich, „iſt ſo was denn möglich!" Ich ſtürzte in das Zimmer, ich griff ihn bei ſeinen pomadiſierten Haaren und ſchleppte ihn in den Selamlik . . . Mein Neffe hatte ſeine ziviliſatoriſche Aufgabe ſo verſtanden, daß er ſeiner Schwiegermutter die Geſchichten des Boccaccio erklärte und den Dienerinnen Abenteuer aus dem Moulin Rouge erzählte. Jetzt wurde es bitterer Ernſt; das ging doch über den Spaß. Ich ſagte zu ihm: „Mein Sohn, haſt du nicht begriffen, daß ſich die Sitten des Weſtens und Oſtens nie einander nähern werden? Haſt du nicht eingeſehen, daß die türkiſche Moral zu der fränkiſchen paßt wie die Fauſt auf das Auge? . . . So höre denn!" Ich nahm meinen ganzen Ernſt zuſammen, knöpfte meinen Gehrock zu, rückte meine Brille zurecht und putzte mir die Naſe. Er putzte ſie ſich auch. „Nun höre!" wiederholte ich. „Ich will dir ſagen, wie ſich der Weſten von dem Oſten unterſcheidet. Erſtens: Wenn wir den Reſpekt ausdrücken wollen, ſo entblößen wir unſeren Kopf nicht. Aber bei den Europäern iſt die Entblößung des Kopfes ein Zeichen der Achtung. Höre weiter . . .: Zweitens wohnen ſeit älteſter Zeit die Diener in dem unterſten Stock, die Herrſchaft wohnt in dem oberen. Bei den Franken iſt im Gegenteil der Unterſtock die Wohnung der Herrſchaft und der Oberſtock iſt für die Diener beſtimmt. Drittens: Die Teppiche, die wir unter unſere Füße breiten, hängen die Franken an der Wand auf. Viertens: Bei uns ſitzt ſeit alter Zeit der Mann rechts, die Frau links.

Bei den Europäern ist es umgekehrt, da sitzt der Mann links, die Frau rechts. Fünftens: Wir essen den Pillaff*) und die Makkaroni zuletzt. Sie essen sie als ersten Gang. Sechstens: Bei uns gilt es als gute Sitte, bei dem Essen wenig zu sprechen und schnell zu essen, sie dagegen glauben, daß man bei Tisch viel sprechen muß, Geschichten erzählen, den Kaffee am Tisch trinken und sogar seine Hände bei Tische waschen soll. Siebentes: Wir glauben, daß die Kinder sich nicht in das Gespräch der Großen mischen sollen und halten das für eine große Ungezogenheit. Bei ihnen gilt es als ein Zeichen der Klugheit. Achtens: Bei uns ist zwölf Uhr entweder Morgen oder Abend. Bei ihnen bedeutet diese Stunde entweder Mittag oder Mitternacht." — Hier schaute ich auf und sah, daß mein Neffe bei dem Worte Mitternacht schläfrig wurde. Ich schüttelte ihn. „Es ist noch nicht zu Ende, höre weiter," sagte ich. „Neuntens: Wenn sie singen, müssen sie stehen; wir sitzen, wenn wir singen. Zehntens: Wir glauben, daß ein blaues Auge behext und betrügt, sie halten das blaue Auge für etwas so Himmlisches, daß sie selbst den Engeln blaue Augen zuschreiben. Elftens: Bei uns gilt die Genügsamkeit für eine Tugend, bei ihnen ist sie ein Zeichen niederer Gesinnung. Zwölftens: Leider auch wir lassen uns den Schnurrbart wegrasieren . . ." ich hob hier zufällig den Kopf und sah, daß mein Neffe genug bekommen und das Weite gesucht hatte. (Er stampft mit

*) Reisgericht.

dem Fuß auf.) Jetzt geriet ich wirklich in Zorn. Aber bevor ich mich beruhigen konnte, hörte ich aus der Küche ein Geräusch heraufschallen. Was war wieder geschehen? Mein Neffe hat von den Pistazien in dem Keschulifukara, das der Koch Ibesch eben gekocht hatte, nehmen wollen und seine schöngepflegten, langen Nägel dazu gebraucht. Darauf hatte ihm der Koch gesagt, er solle sich erst die Nägel schneiden, bevor er in die Küche käme, und war gegangen, um es mir zu sagen. Mein Neffe aber hatte den Unglücklichen von dem Kutscher Pawli und dem Küchendiener Hatschadur festhalten lassen und wollte ihm den Schnurrbart wegrasieren lassen, indem er ihm versicherte, er werde so mehr à la franca aussehen. Dem armen Ibesch aber war der Kopf heiß geworden, er faßte die Nudelrolle in die eine Hand und in die andere ein halbverbranntes Stück Holz und wollte ihn aus der Küche jagen. Er schrie: „Meine Ehre hat er beleidigt, so daß ich keine zehn Para mehr wert bin ... Hier sollst du nicht bleiben, fort!" Ich kam noch zur rechten Zeit dazu, um meinen Neffen zu retten und jagte ihn in den Harem, wie ich ihn vorher in den Selamlik gestoßen hatte. Weder hier noch dort taugte er. Aber die Zeit war gekommen, um ein Exempel zu statuieren. Ich dachte lange darüber nach. Ich bemühte mich von dem Tage an, eine Beschäftigung für meinen Neffen zu finden. Ich brachte ihn zu dem Entschluß, eine Studienreise in einen Gebirgswinkel Anatoliens zu unternehmen. Aber wohin? Schließlich verfiel ich auf Sunguldak — Sunguldak! Ja, das war

das Richtigſte, ha, ha! Jetzt wirſt du dein Moulin Rouge und deinen Cancan dort vergebens ſuchen. Gott ſei Dank! Endlich gefunden! Mit einer Ingenieurſtelle in Sunguldak *) ſchaffte ich mir meinen Neffen vom Halſe!

Genau fünf Jahre ſpäter kehrte mein Neffe, der ſich, überſchäumend, wie Champagner, in keine Flaſche einſperren laſſen wollte, von Sunguldak zurück. Das Mouſſierende hatte ſich verloren, er war ruhig und geſetzt wie gute, ſchwere Buttermilch.

Tante Naqije

Eine Erinnerung von Ahmed Hikmet

Es war der heißeſte und ſchwülſte Abend Ende Auguſt, aber er war gleichſam in Gold getaucht. Im Innern des Dorfes Erenköj, unter der in der Ecke eines Weinberges gelegenen Laube ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf einer aus Kirſchbaumäſten verfertigten Bank, die mit einem alten Kelim bedeckt war, Tante Naqije. Mit der einen Hand rauchte ſie den Tſchibuk, in der anderen hielt ſie einen mit einer roten Troddel geſchmückten Roſenkranz aus Aloeholz, mit dem ſie ſpielte. Ich küßte nach meiner Gewohnheit ihre weiche fleckige Hand, aus der die violetten Adern hervortraten.

„Gottes Segen, mein Sohn!“ ſagte ſie.

*) Ort am Schwarzen Meer.

Jeden Abend, bei meiner Rückkehr nach Hause, küßte ich die Hand dieser bejahrten Frau mit dem Rande der Lippen und war seit Jahren dieses seine Form und Art nie wechselnden Grußes so oft teilhaftig geworden, daß ich anfing, ihm keine große Bedeutung zu schenken. Bisweilen hörte ich sogar nicht einmal, was sie sagte. Wie sich jedermann um die schweigsame und ruhige achtzigjährige Tante bemühte, die der Welt entsagt hatte und ihrem allmählich der Auflösung sich entgegenneigenden, gebrechlichen Leben zum Trotz sich auf das Jenseits vorbereitete, war auch ich um sie bemüht. Aber es war bei jedermann so, wie bei mir?

Mir bereitete es ein eigenes Vergnügen, mich mit sehr kleinen Kindern und auch mit sehr alten Leuten zu unterhalten. Für die einen existiert die Vergangenheit nicht, für die anderen keine Zukunft; und diese Bilder des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs waren mir wohltuend und sehr natürlich.

Ich ging und setzte mich neben Tante Naqije. Ihre Haare mit den vom Alter weißen Wurzeln, aber mit den von Henna roten Spitzen, die unter dem geränderten, grünen Gebetskopftuche hervorkamen — ihre dünnen bleichen Lippen, die, da ihr auch nicht ein Zahn geblieben war, eingezogen und eingesunken waren, ihre Lider, die sich schwer senkten und hoben über den erloschenen Augen, deren Weißes schon ins Gelbe spielte, die verrunzelten, faltenreichen Wangen, deren Einziehen und Anschwellen stark sichtbar wurde, wenn sie den Rauch ihres alten Tschibuk einsog und ausstieß, ihre unter dem Hemde aus

Halali immer unbedeckte Bruſt mit den hervortretenden Knochen, die aber rein war und nur ein wenig gerötet, — alles das war für mich an jenem Abend unendlich rührend zu ſehen...

„Tante Naqije, wie erträgſt du die Hitze? Iſt Bruſſa heißer oder Stambul?" — — — —

Tante Naqije war die ältere Tochter der Amme meines Vaters. Sie ſtammte aus Morea. Nach der Auswanderung hatte ſie ihr ganzes Leben in Bruſſa verbracht, dort hatte ſie ſich verheiratet, dort hatte ſie ihre Kinder zum Militär geſchickt. Jetzt war ſie eine geſegnete Greiſin.

Tante Naqije liebte beſonders den Soldatenſtand und die Soldaten. Nachdem ſie nach Stambul gekommen, war es ihre größte Erholung, an den meiſten Freitagen bis nach Kabataſch zu gehen und von dort der Rückkehr der Soldaten zuzuſchauen.

Im Vorbeigehen an den Wachthäuſern war ſie gewohnt, unter allen Umſtänden den Poſten mit: „Selam aleikum, mein Sohn!" zu begrüßen. Da ſie ſehr darauf aus war, ſo oft ſich nur die Gelegenheit dazu bot, mit den gemeinen Soldaten, die ſie unterwegs traf, zu plaudern, ſo ließ ſie ſich auch ſolche Gelegenheiten nicht entgehen. Manchmal kaufte ſie Obſt, kaufte Tabak und gab ihnen dieſe Dinge. Oft kam es auch vor, daß die Tante einen großen Stein, der aus dem Pflaſter geriſſen war, aufhob und auf die Straße warf, indem ſie dachte, die Soldaten, die ſie wie Söhne liebte, könnten mit den Füßen daran ſtoßen und das möchte ihnen wehtun.

„Mein Sohn, iſt die Selimie-Kaſerne ſehr weit von hier? ...," fragte ſie.

Während ſie nach der Selimie hinüberſchaute, bemerkte ich, wie ihre ſchwarzen Augen, deren Licht erloſchen war — hinter den Rauchwolken des Tſchibuks der Sitz eines an die Ewigkeit geknüpften Traumes — als ob ſie in weiter Ferne etwas ſehr Trauriges ſähen, lachend Tränen vergoſſen.

Das zitternde Licht der, wie ein rieſiger, gelber Fächer von weichem Flaum, zum Teil hinter dem Horizont untergegangenen Sonne, ſickerte, zuſammen mit einem ſchwülen, ſchwachen, dunklen Winde durch das Weinlaub und die Zweige der die Laube umrankenden wilden Roſen hindurch und küßte das grüne Gebetskopftuch der Tante mit leichtem Koſen. Die Schöpfung lag in majeſtätiſchem Schweigen: nur das aus der Ferne vernehmbare eintönige Zirpen der Grillen und das ununterbrochene Geſchrei der Fröſche aus dem Waſſerbecken in der Ecke des Weinberges verbreitete ſich in der Runde. Die Blätter der Weinſtöcke, die von der Glut der Sonne am Tage gewelkt und ſchon ins Gelbe ſpielten, zitterten leiſe, leiſe. Der ſtill wehende Abendwind gab den Bäumen ringsum, den Wieſen, den Nachtkerzen eine ſchmachtende Kühle und eine zärtliche Friſche. In dem Raum verbreitete ſich ein wollüſtiger Abendgeruch. An dem dunkelblauen Himmel ſtanden überall unbeweglich Stücke von weißen Wolken.

„Tante, was hat dich veranlaßt, nach der Selimie-Kaſerne zu fragen?"

„Nichts!"

In dieſem „Nichts“ lagen ihr ganzes Leben, ihre ganzen Schickſale, ihre ganze Vergangenheit. Zwiſchen ihren farbloſen Lippen hervor flog ein rührend ſchönes Gebet, das ſich mit dem göttlichen Glanze dieſes Abends miſchte, geradewegs zum Hofe der Erhörung empor. Ach! In was für eine erhabene, engelhafte Schönheit hüllte ſich in dieſem Augenblicke vor mir dieſe Frau, ſie, die Mutter von drei Blutzeugen! Ein Lächeln, voll von dem Lichte des Stolzes, das aus ihren Augenwinkeln aufflog, eine Flamme edler Herzensgüte, machte meine Seele trunken vor Trauer. Ich wandte meinen Kopf ab. Unter einem tiefen Schatten am Rande der Mauer ſtand eine Blume, deren Farben verblaßt waren: ihre Blätter waren zur Hälfte vertrocknet, abgefallen, im Staube zertreten, zur Hälfte verwelkt und verſchrumpft ... Jenſeits davon hatte ich den Anblick eines verdorrten Kirſchbaumes, der ſich zur Erde neigte und geſunken war, und weiter bemerkte ich eine alte Hütte, die den Anſtrich verloren hatte, eine traurige Ruine.

„Haſt du an die Verewigten gedacht?“ — — — —

Indem ſie einen Blick voll Zärtlichkeit auf mein Geſicht richtete, ſagte ſie leiſe mit wehmütiger Freude wie ein alter Glaubensheld, der ſeine Wunden zeigt: „Ja! Gerade ſo ein Sommerabend war es. Ich war gegangen, um nach meinem lieben Hüſein zu fragen. Ein Offizier, der in einer Liſte blätterte, ſagte: ‚Nächſtens wird er kommen.‘

Später, als ich hinausging, kam ein Soldat an mich heran. ‚Hüſein Aga‘, ſagte er, ‚hat das erlangt, was wir nicht haben erlangen können — das Märtyrertum, o Mutter!‘

Ich habe nicht geweint. Hatte doch ihr Vater gesagt, als er sie zum ersten Male an meine Brust legen ließ: ‚Entweder Schehid oder Ghasi.‘ Weder um ihn, noch um meinen Hasan, noch um meinen Schwiegersohn traure ich. Im Jenseits habe ich nichts, das mich erwartete, als diese drei heiligen Opfer. Sicher werden sie für mich Fürsprache einlegen.

Als die Nachricht kam, daß mein Schwiegersohn, der als Freiwilliger gegangen war, das Märtyrertum erlitten, war meine Tochter sehr schwach, und im dritten Monat verschied sie auch. Bei ihrer Jugend, bei ihrem Zustande als jungverheiratete Frau, wie ist das weiter wunderbar? In der Nacht, als sie sich trennten, hatte ihr Gatte folgendes Lied vor sich hingesungen:

Ist es nicht schön zu finden
Morgen im Rate Gottes,
Seine Brust rot, mit Wunden
Deinen Verlobten an deiner Seite?

Das arme Mädchen hatte während ihrer ganzen Krankheit, wenn sie sich selbst verloren hatte, dieses Lied wiederholt... Jetzt kann auch ich nur mit ihrem Schatten meine Zeit verbringen. Jetzt sind sie für mich wie vier Flügel, nicht wahr, mein Sohn? Ach, und wirklich ist es nicht besser, wenn schon gestorben sein soll, seine Sünden abzuschütteln und im heiligen Kriege dahinzugehen?... Nach den Aussagen ihrer Kameraden sind sie alle drei auf die Stirn und in die Brust getroffen worden... Ach! Mein

süßer Hassan, was für ein Krieger, was für ein Held war er! Als er ging, sagte er zu mir: ‚Mütterchen, wenn du hörst, daß ich in den Rücken getroffen bin, so hüte dich, eine Fatiha für meine Seele zu lesen, die Milch, die ich von dir gesogen habe, soll mir Frevel sein!‘... Übrigens sind alle drei mit dem Vorsatz zu sterben ausgezogen. Als der Vater sah, daß ich weinte bei dem Eintreffen der Nachricht von Hassans Heldentode, zürnte er mir. Er selbst warf sich zum Dankgebet nieder... Wenn seit jener Zeit meinem Herzen eine Schwäche oder etwas Bitteres ankommt, so schließe ich meine Augen und sie erscheinen mir mit ihren Wunden, lachend küssen sie meine Hände und mein Gesicht. Wolle Gott, daß auch du das Heldentum deiner Kinder erlebtest...“

„So soll es sein, Tantchen.“

Dann zog sie ein nach Art eines Amulettstreifens in ein feines Wachstuch eingewickeltes, zerknittertes und an den Faltstellen abgeriebenes Stück Papier aus ihrem Busen und führte es an die Lippen. Sie feuchtete es mit einigen Tränen, die langsam aus ihren gelb gewordenen Augen tropften. Sie hielt es mir hin: „Das ist Hüseins letzter Brief,“ sagte sie. Er lautete:

Trautester Vater! Liebwerte Mutter!

Ich küsse Eure Hände und grüße und preise Euch alle. Ich will Euch etwas sagen, oder was richtiger ist nach der Ansicht unserer Religion: ich habe Euch eine frohe Botschaft zu melden, aber Ihr, Ihr sollt nicht trauern und nicht weinen. Vater, wenn du willst, so sage der Mutter nichts!

Hatteſt Du nicht geſagt: „So viele Kriege habe ich mitgemacht, aber in keiner Weiſe meinen Zweck erreicht?“ Sieh! Das iſt es gerade, was ich dir ſagen wollte: Haſſan hat ſeinen Zweck erreicht... er iſt zum Blutzeugen geworden. Nachdem er in der Schlacht vor drei Tagen die Schnelligkeit eines Hirſches und den Heldenmut eines Löwen gezeigt hatte, iſt er als Blutzeuge gefallen. Gott möge ihm Barmherzigkeit zuteil werden laſſen. Während er fiel, war ich an ſeiner Seite. Er bat, daß Ihr Euer Recht an ihm aufgebt. Von einer Kugel war er in die Schläfe, von zwei Kugeln in die Bruſt getroffen; auch hatte ein Splitter die rechte Hand abgeriſſen. Ich ſelbſt habe ihn begraben. Als er in die Erde ſank, lächelte noch ſein Geſicht. Jenes Andenken an unſere Ahnen, den Jatagan, der ein Geſchenk von Dir war, habe ich zuſammen mit ihm begraben. Auch die Scheide habe ich an Stelle eines Steines am Kopfende eingepflanzt. Du mußt wiſſen, daß der Verewigte ſeit einigen Jahren ſogar in den Nächten mit jenem Meſſer zu Bette ging. Ach, mein Väterchen! Hätteſt Du geſehen, mit welchem Ungeſtüm wir uns auf den Feind warfen! Vor meine Augen traten jene Angriffe, die Du in Deinen Feldzügen gemacht haſt. Wie ſchön haſt Du ſie uns beſchrieben! Mit welcher Freude haſt Du Deine Wunden gezeigt! Sei davon überzeugt, mein Väterchen, mein Bruder iſt gefallen in einer Weiſe würdig Deines Sohnes. Der Feind kam gegen unſere Front wie eine ſchwarze Wolke heran. Wir waren zwei Kompagnien ſtark. Dem Blitz gleich machten wir einen Angriff. Beim erſten ver-

loren wir unſeren Hauptmann. Als auch der Feldwebel verwundet wurde, übernahm Haſſan das Kommando. Ach, lieber Vater! Wenn Du geſehen hätteſt, Du, der Du ſo fern biſt, wie unter unſeren Füßen die Erde und über unſern Häuptern die Bäume bebend zitterten, als Haſſan ſein „Allah" ſchrie, Du hätteſt geſtaunt. Schließlich warfen wir den Feind von dem Hügel, wir fingen an, ihn vor uns herzutreiben. Ganz vorn lief mit aufgelöſten Schuhen — ſein Fes war ihm herabgefallen, ſein Kopf bloß — mit nackten Füßen unſer Haſſan... Er lief... wie ein Vogel, wie der Wind, wie die Flamme lief er. Verſucht nicht in dieſem Moment der Feind noch einmal kehrt zu machen? Und ſiehe! In der Minute ſah ich Haſſan am Boden. Vor Kampfbegier und Wut weiß er nicht, was er tun ſoll. In dem Blute, das von ſeiner Stirn herabſtrömte, mit den Zähnen, die ſich dunkelrot färbten, bemüht er ſich abzudrücken. Er biß in den Lauf ſeines Gewehres. Seine Augen traten aus dem Kopf wie die Augen eines wütenden Tigers. Wir mußten ihn notgedrungen dort liegen laſſen. Nachdem wir den Feind vollſtändig geſchlagen hatten, kam ich zu ihm. Als er merkte, daß ich gekommen war, öffnete er ſeine Augen... Haſt Du nicht zu jeder Zeit geſagt: Ich bin der Sohn eines Blutzeugen: wenn Gott will, werde ich auch der Vater eines Blutzeugen ſein? Siehe, Vater! Deine Bitte iſt angenommen worden. Er hat ſeinen heißerſehnten Freund, das Märtyrertum, gefunden. Er iſt zu gleicher Zeit Ghaſi und Schehid ge-

worden. So Gott will, werden auch wir mit ihm zusammentreffen. Ich glaube, daß nach zwei Tagen noch ein Angriff stattfinden wird... Übrigens küsse ich Dir und der Mutter die Hände. Ich brauche Euer Gebet. Denen, die nach mir fragen, meinen Gruß!

Diesen Brief habe ich von dem Leutnant unseres Regiments ... Bey schreiben lassen. Auch er beglückwünscht Euch und küßt Eure Hände.

Euer Sohn
Hüsein, Korporal.

Die Fluten des Meeres begannen zu dunkeln. Die Sonne ging hinter Stambul zu unter. Ein Ishaq-Vogel schrie von Zeit zu Zeit...

Meine Augen waren feucht geworden. Ich sah in das bleiche Antlitz der Tante, das mir unter dem zarten melancholischen Schatten des Abends einem Leichensteine ähnlich zu sein schien, der die Stelle bezeichnet, wo unter der Erde die Reste der Gebeine eines teuern Wesens schlummern.

Sie saß regungslos und rauchte immer noch den Tschibuk, dessen Tabak schon fast aufgebraucht war. Ich faltete das Papier säuberlich, wie es vorher gewesen war, und wollte es ihr zurückgeben. „Lies es mir doch noch einmal... Ginge das nicht?" sagte sie. Ich konnte nicht lesen. Das Bild des Märtyrertodes Hüseins, jenes Helden mit dem schwachen Körper, aber mit starkem Herzen, der so sehnsüchtig, so voll von Neid von des Bruders Heldentode spricht, erschien vor meinen Augen...

Nach dem Berichte ſeiner nach Konſtantinopel zurückgekehrten Gefährten war Hüſein in Gefangenſchaft geraten. Er wurde in das Lager des Feindes gebracht. Aber da dieſe Lage ſchwer auf ſeiner Seele laſtete, ſo entwarf er einen Plan mit ſeinen Kameraden, und nach einer ſtürmiſchen, regneriſchen Mitternacht, voll zuckender Blitze griffen ſie den vor dem Tore ſtehenden Poſten an. Dieſer gab Feuer. Hüſein wurde infolge der Entzündung einer Pulverkiſte verwundet, und um nicht in die Hände der ihn verfolgenden Feinde zu fallen, warf er ſich in den Fluß, der am Fuße eines hohen Berghanges floß. Am nächſten Morgen ſuchten ihn die feindlichen Soldaten und fanden ſeinen geheiligten Leib zerſchmettert in dem Bergtale. Die meiſten ſeiner Gefährten konnten ſich, dank dieſer Tat, retten und kehrten zu den Reihen des kaiſerlichen Heeres zurück.

Dieſe Muſter echt türkiſcher Natur, türkiſcher Erziehung, türkiſcher Geſinnung und türkiſchen Mutes, dieſe beiden heldenhaften Männer und löwenmutigen Patrioten, dieſe Helden mit blitzartiger Energie — um es kurz zu ſagen — dieſe Männer, die in den hohen Träumen der Osmanen fortleben werden, auf der einen Seite, und auf der anderen Seite dieſe Frau, wie ſie daſaß mit ihrem ſpitzenberänderten Kopftuch und den hennagefärbten Händen, dem Tſchibuk aus Jasminholz, mit dem reinen Halalihemd, das die hagere Bruſt halb bedeckte, den ſchwarzen, abſatzloſen Schuhen, deren Spitzen ſichtbar wurden, denn ſie hatte die Beine nach türkiſcher Art gekreuzt — ein Gegenbild zu dem Opfermute der beiden Männer — und unter den zitternden

Schatten der Dämmerung der melancholischen Nacht rein und schuldlos, mit inniger, frommer Ergebung mir entgegenlächelte: dieser gottwohlgefällige Zustand Naqijes bot meinen Blicken ein hohes und wunderbares Bild dar. Ich blieb in tiefer Ekstase versunken. Der Abendgebetsruf, der mit zitternder Stimme gesungen wurde, und der aus der Ferne und aus der Höhe herangewogt kam, weckte mich auf. Oben von der Laube herab fielen verwelkte Rosen und Jasminblüten unter dem Hauche des Abendwindes auf das Haupt, die Brust und den Schoß der alten Frau. Ich stand auf. Als ich beide Hände der alten Frau küßte, wiederholte die Mutter der beiden heiligen Helden Hassan und Hüsein die Worte des Glaubensbekenntnisses.

Seit dieser Szene waren drei Jahre verflossen. Tante Naqije war seit einer Woche schwer krank. Eines Morgens erwachte ich sehr früh. Ich vergesse es niemals, es war ein Freitagmorgen. Im Hause zeigte sich bei allen Personen Stillschweigen und dumpfe Hoffnungslosigkeit... ‚Langes Leben für Euch! Die Tante ist dahingegangen', sagten sie. Ich hatte dieses Ende schon seit einigen Tagen, ohne es herbeizuwünschen, erwartet. In mein Herz schlich sich Bitterkeit und bange Furcht ein. „Allah möge ihr Barmherzigkeit erweisen!" Dieses Gebet brach aus meinem Herzen, das unter dem Schmerze und der Last einer solchen Hoffnungslosigkeit schier zerdrückt wurde, mit einer trägen Ruhe hervor.

Sie trugen den Sarg der Tante mit der roten Jemeni am Kopfende und einem alten Shawl oben darauf gerades-

wegs zur Dschami. Nach dem Freitagsgebete wohnte die ganze Gemeinde dem Leichengebete bei. Ein bedeutender Teil dieser Gemeinde, die das Gebet mit verrichtete, bestand aus Soldaten. Zu dem Gebete, das gesprochen wurde, sagten alle diese Waffenbrüder der Söhne der Verewigten: Amin! Wie es einer von den lobenswerten Gebräuchen unseres Glaubens ist, folgte ihr eine große Menge, die aus Soldaten bestand, welche sich an den Traghölzern des Sarges ablösten. Da sie auf dem Friedhofe von Karadscha begraben werden sollte, wurde sie nach Kabatasch gebracht, von wo sie nach Skutari überführt wurde. Als wir auf die große Fahrstraße kamen, empfing uns der Ton der Musik. Zwei bis drei Bataillone Soldaten zogen würdevoll vor dem Sarge dieser Soldatenmutter vorüber, als hätten sie ihre Vergangenheit gekannt. Langsam, langsam mit einem Gefühl tiefer Ehrfurcht und indem jeder Soldat für ihre Seele eine Fatiha sprach. Das war des Schicksals letzte Belohnung für die Mutter der Schehid.

Das Herz des Türken

Von Aka Gündüs

Er war ein reicher, junger Mann. Da ich ihn kennen lernte, waren die Taschen seines Rockes mit Rubeln gefüllt. Wo er geboren war, weiß ich nicht, wohl aber woher er kam. Aus der Heimat der Türken kam er. Er erzählte mir von der Heimat, vom Land und den

Bergen jenseits des Baikal. Und wenn er so erzählte, stand er auf, knöpfte seinen faltigen Mantel zu und sprach mit dem Feuer der Begeisterung in den Augen: Bruder, Bruder, dort liegt die Heimat der Türken, der Türkenherd. Dort glimmt das Feuer, das langsam im innersten Innern brennt, und, am Kamin sich emporklammernd, schwebt der blau-weiße Rauch, zierlich wie ein bräutliches Mädchen, in der Luft, wiegt sich und steigt als dünne Säule immer höher und höher, bis in die höchsten Höhen. O, wer das jemals gesehen hat, der wird in seinem Innern sagen müssen, daß dieses Feuer niemals auslöschen wird! Und wenn er solche Reden führte, kam er von einer Begeisterung in die andere. Er erzählte von den leuchtenden Sternen, die am blauen unbegrenzten Himmel wie die Augen einer sehnsüchtigen Braut glänzen, von der lichten Milchstraße, die den Weg in die Ewigkeit führt; er erzählte von dem Monde jenes Landes, der oft wie eine große goldene Platte majestätisch aus den Wolken stieg und von diesen halb überdeckt wie ein golddurchwirktes Band herniederschimmerte. Von den von Pinien umsäumten Pappelwäldern sprach er, von dem bestrickenden Duft der Erika, die an den Felsen von Turkestan wächst, von den zahlreichen kleinen Seen, die dort wie Spiegelstücke glänzten und von den winterlichen weißen, weit sich hindehnenden Steppen. Auch von den jungen Leuten erzählte er, die auf ihren Pferden Speere werfend dahinjagten, von den Versammlungen der Weißbärtigen, vor denen die Beys auf die Knie fielen und Fürsten mit ge-

falteten Händen saßen. — Von all dem erzählte er mir, der junge Mann, der meteorgleich von jenseits des Baikal gekommen war. Wenn er gesprochen hatte, kreuzte er seine Arme über der Brust, ich aber rief: „Selam! Gruß dir, o Türkenstätte!“

*

Er verschwand und ich kam in den Strudel des Lebens. Seit fünf Jahren hatten wir uns nicht mehr gesehen. Da — es war während des Ramasan, ich befand mich, ich weiß nicht mehr warum, in Brussa — faßte mich, als ich aus der großen Moschee heraustrat, plötzlich jemand am Arm. Wir sahen uns in die Augen und ich glaubte, ein Traumbild vor mir zu sehen. „Kardasch, armer Bruder, kennst du mich nicht mehr?“ hörte ich seine Stimme sprechen. Ja, er war es, der Sohn vom Türkenherd, jenseits des Baikal! Immer und immer wieder umarmten wir uns. Sein Gesicht leuchtete vor Freude, meine Augen tränten. Ich trat einige Schritte zurück, sah ihn von oben bis unten an und betrachtete lange seine hohe Gestalt, die schmalen Hüften und die breiten Schultern. Er trug die blaue Uniform, die ihm ein strammes Aussehen verlieh, an seiner Seite das mit dem Löwenkopf gezierte Seitengewehr und auf den Achselstücken glänzten die Worte: „Bachrie inschahane“, kaiserliche Marine. Auf den Armeln trug er rote Streifen. Er lachte, und unter den hervorstehenden Schnurrbarthaaren bewegten sich seine Lippen: „Ich werde türkischer Offizier, doch“, fuhr er fort, „komm,

gehen wir nach Hauſe. Vor ſechs Monaten kam meine Mutter aus der Heimat. Die Arme hat Täler und Berge durchwandert, um mich in Stambul zu finden. Dann ſiedelten wir nach Bruſſa über. Sie hat mit ihrem Haar die Grabſteine der ewig lebenden Sultane geſtreift und mit ihren ſchmalen Lippen die Gräber geküßt. Sie hat gebetet, Almoſen geſpendet. In einem Mietshauſe quartierten wir uns ein und ſehen jetzt während des Ramaſan viel Leute bei uns zum Nachtmahl, zum Iftar. Komm!"

Wir betraten das Haus und fanden bei der Küchenpforte ſitzend eine alte Frau, die mit dem Tespich, dem Roſenkranz, ſpielte und von da aus die Küche überwachte. Mein Freund machte mich mit ſeiner Mutter bekannt. Sie zog ihre von feinen blauen Adern durchzogene, mit Henna rot gefärbte Hand unter dem Schawl hervor, die ich an die Lippen führte. Sie hob den Jaſchmak über den Augenbrauen in die Höhe: ſchwarze, von Runzeln eingefaßte Augen ſahen mich an.

„Biſt du ein Türke, mein Sohn?" fragte die Alte und ich antwortete: „Ja, Nine, Mutter," und ſie: „So bleibe ein Türke, und die es nicht ſind, liebe!"

Darauf gab ſie den kochenden Frauen ein ſtummes Zeichen mit dem Kopf und drehte wieder ihren Tesbich.

*

Wie raſch und erbarmungslos gehen doch die Jahre vorüber! Wiederum waren drei Jahre verſtrichen. Ich wußte, daß mein Freund zum Offizier befördert worden

war. Aber wo war er? In Rumelien, in Anatolien? Dieſe Ungewißheit dauerte aber nicht lange. Eines Tages erhielt ich einen mit vielen Poſtſtempeln verſehenen Brief. Ich öffnete ihn. Es war ſeine Schrift, der Brief lautete:

Bruder, ich ſchreibe dieſen Brief aus dem Lazarett. Vielleicht haſt Du mich ſchon längſt vergeſſen; ſei mir daher nicht böſe. Ich bitte Dich, vergiß nicht mein Mütterchen, meine Nine. Fünf Wochen lang war ich im Kriege, war von allen Seiten dem Feuer ausgeſetzt. Unſere Bajonette färbten ſich mit dem Blut des Feindes, die türkiſche Fahne wurde mit Ruhm bedeckt. Leider aber war mein Kismet nur dies: vor einer Woche wurde ich zweimal ſchwer verwundet. O, ſie ſind tief, die Wunden. Höchſtens vier oder fünf Tage habe ich noch zu leben. Schau, ein türkiſcher Offizier darf nicht länger leben als ich. Wer arbeitet und Blut ſpuckt, gefällt ſchließlich mehr Gott als den Menſchen. Entweder wird er unter den Trümmern einer Feſtung begraben, oder er fällt einer Kugel zum Opfer. Du biſt ein Türke, Bruder; nimm einen Anteil an der Tiefe der Gefühle, von denen ein junger, türkiſcher Offizier beſeelt iſt. Und mit demſelben Gefühl erkläre ich Dir, daß ich alles genoß, was ich in dieſer Welt, dem Vaterlande, haben konnte.

Das Martyrium, das ich für das Vaterland erleiden ſollte, wurde auf zwei Kugeln gebunden und mir ins Herz geſchoſſen; ich kann keine Opfer mehr bringen. Sollte ich andern gegenüber noch irgendwelche Verpflichtungen haben, dann ſollen ſie mir vergeben. So bleibt

mir, Bruder, nur noch eine Pflicht, die Pflicht gegen meine Mutter. Geh Du und ſieh nach dem Mütterchen. Ich ſchicke Dir hier ihre Adreſſe. Du ſollſt ſie nicht tröſten, weil ſie es nicht nötig hat, getröſtet zu werden. So iſt eine Türkenmutter ... Geſtern hatte ich einen Fieberanfall, und da ſah ich mein Mütterchen. Der Feldwebel war beſorgt um mich, küßte meine Hand. Dieſe Liebkoſung hat mir aber nicht meine Ruhe wiedergegeben. Dann habe ich geſchlafen, ſchmerzlos geatmet und geträumt:

Von fern her kamen aus einer grünen Oaſe Reiter. Ihnen voran ritt ein junger Reiter. Sein Geſicht war von einem ſchwarzen Bart umrahmt. Er näherte ſich mir. Ich aber hatte keine Kraft und konnte mich kaum auf den Knien halten, um den Herrn zu begrüßen. Er aber beugte ſich von ſeinem prächtigen Fuchs zu mir hernieder und nahm meinen Kopf in ſeine Hände. Im ſpiegelnden Griffe ſeines Degens ſah ich, wie er mir den Roßſchweif eines Paſchas auf das Haupt ſteckte. „Wer biſt du?“ fragte ich. Und er antwortete: „Ein Türke.“ „Welches iſt dein Name?“ Er antwortete: „Ertogrul.“

Als ich meine Augen öffnete, lächelte der Feldwebel, als wollte er mir etwas ſagen. Was iſt, fragte ich? „Die Nachrichten melden, daß wir den Feind zurückgeworfen haben, Effendim.“ O Bruder, nun bin ich nicht mehr krank, nicht mehr verwundet und hilflos. Ich bin nur müde. Ich küſſe die Hände meiner Nine und Deine Augen. Vergiß mich, damit Du an andere denken kannſt ...

*

Nachdem ich den Brief gelesen hatte, eilte ich sofort zur Mutter meines Freundes. Die Türen des Konaks standen breit offen. Kisten und Koffer standen gepackt, mitten im Hof. Alle Diener eilten geschäftig hin und her. Als ich herauf kam, streckte mir die Mutter ihre Hand entgegen. Ich küßte diese heilige Hand, und die Lippen der Frau zitterten:

„Dein Bruder ist ein Märtyrer geworden." Dann zeigte sie mir das Telegramm. Meine Augen füllten sich mit Tränen, meine Lippen bebten. Ein scharfer Schmerz durchzuckte mein Herz. Da sagte die Frau mit fester Entschlossenheit: „Ich will nun gehen, dahin, dahin" und zeigte nach dem fernen Horizont. „Wie ein Zugvogel will ich in die Heimat zurückkehren." Ich fragte: „Warum gehen Sie?" und fühlte sogleich, wie überflüssig diese Frage war. Da nahm sie meine Hände in die ihrigen, die von leichtem Fieber brannten. „Hier habe ich nichts mehr zu suchen; meinen Sohn habe ich drüben geboren und ihn hier geopfert. Nun muß ich wieder hin, zwei Söhne meiner Tochter zu erziehen, um sie hier opfern zu können. Darum gehe ich." Dann neigte sie ihren Kopf und ließ die Kugeln ihres Tespichs, eine auf die andere, fallen.

Zwei Stunden später waren wir an Bord des Dampfers. Der Hafen lag schon in schwarzen Schatten. In Skutari drüben leuchteten die Fenster der Häuser wie Flammen auf. Beim dritten Pfiff wurden die Anker gelichtet, da nahm ich Abschied von der Nine: „Allah selamet wersin, Gott schütze Sie!" und führte ihre Hand an meine

Lippen. Da zog sie einen kostbaren Türkisenring vom Finger: „Den nimm zur Erinnerung. Gott schütze dich.“

Ich aber sprang ins Boot und fuhr an Land. Auf der Innenseite des Ringes las ich die in alter türkischer Schrift geschriebenen Worte: Bleibe ein Türke, und die es nicht sind, liebe.

Erzählungen aus Tripolis

Von Aka Gündüs

Die Nachricht

Die Gäste, die im Kaffeehaus des Dorfes saßen, sahen plötzlich den Imam über den Platz laufen.

Kamber Aga, der lustige Alte, stand sofort auf und rief, seine Pfeife hin und her schwingend: „Schaut, schaut, wie schnell der Hadschi Imam in seinem Alter noch laufen kann!“

Osman Usta, der Besitzer des Lokals, antwortete: „Mein Freund, er ist zur heiligen Stätte nach Mekka gepilgert und ich glaube, er kann jede Wette mit Euch aufnehmen.“

Als der Imam keuchend das Kaffeehaus betreten hatte, begrüßten ihn die Anwesenden lachend. Der Imam aber zog ein Papier aus seiner Hemdbrust und rief: „Männer und Jünglinge, macht euch bereit, wir haben Bairam.“ Da hielten die andern in ihrem Lachen inne und schauten gespannt auf den Geistlichen. Dieser stellte seinen rechten

Fuß auf den neben ihm ſtehenden Stuhl und wiederholte: „Habt ihr mich verſtanden!? Ich ſage euch, wir haben Bairam. Hier habt ihr den Beweis!“

Alle lauſchten.

Dann fuhr er fort: „Italien ſoll der Hohen Pforte den Krieg erklärt haben. Es heißt, der Feind verlange unſre Provinz Tripolis; niemand will uns helfen, niemand iſt mit uns, nur allein unſer Allah! ... Alle Reſerviſten werden eingezogen ...“

Dieſe Nachricht fuhr den Anweſenden in die Glieder. Obſchon alle die Worte des Imam deutlich verſtanden hatten, fragten ſie nochmals:

„Mit wem führen wir Krieg? Mit den Italienern?“

Der Geiſtliche ſchlug mit ſeinem Roſenkranz auf die Knie und rief:

„Jawohl, mit den Italienern, die vor einigen Tagen zwei unſerer Torpedoboote vernichtet haben und ...“

Kamber Aga unterbrach ihn: „Imam, ſchweige. Wir leben noch und warten auf dieſen Tag.“

*

Als der Gemeindevorſteher auf dem Marktplatz die Einberufungsorder verleſen ließ, ſprachen in einer Ecke Frauen miteinander, die buntfarbige Schleier trugen.

Emine fragte: „Ziehen ſie alle zum Kriege ein?“

„Ja,“ antworteten die andern, „alle.“

Emine zog ihren Schleier tiefer über das Geſicht, um

die feuchten Augen zu verdecken und dachte: „So wird auch Tuſſun weggehen.“

Esma Nine, die alte Frau des Fahnenträgers, verſtand die Empfindungen der jungen.

„Mein Kind, warum biſt du ſo traurig? Seit einem Monat ſchon ſeit ihr verheiratet. Wenn eine Frau klagen darf, dann hab ich gewiß vor allen ein Recht dazu. Denn, als mich mein Mann verließ, um gegen die Moskowiter zu fechten, da waren wir erſt fünf Tage verheiratet!“

„Esma Nine, ich habe doch gar nichts geſagt,“ antwortete Emine.

„Du haſt nichts geſagt, aber jeder Menſch hat Augen, Gedanken und Verſtand. Wie ſiehſt du nur aus, mein Kind! Sieh, mein Mann ſagte damals: Ein Sohn Osmans heiratet zweimal: einmal mit dem Feuer der feindlichen Waffen und zum zweitenmal mit ſeiner Geliebten.‘ Verſtehſt du mich?“

Da zog Emine den Schleier von den Augen weg und wiſchte die Tränen ab. Ihre Wangen röteten ſich und ihre Lippen legten ſich wieder aufeinander.

Der Marktplatz war voll von Menſchen. Die Reihen zogen an den Zuſchauenden vorüber. Ganz vorne ging Tuſſun, der Geliebte Emines, mit ſeinem ſchlanken Körper und ſeinen breiten Schultern.

Und er trug die Fahne, die im Nordwind flatterte.

Mitten unter den Reſerviſten ging der Imam. Alle Frauen, Kinder und Greiſe hoben die Hände empor, beteten mit ihm und riefen ihr Amin zum Himmel.

Esma Nine stand auf einem Wagen, zog ihren Schleier weg, zeigte mit dem schmalen, rotgefärbten Finger auf die Fahne und schrie in das Gedränge:

„Meine Helden! Hört auf Emine Nine! Sehet diese Fahne! Der selige Hadschi Baba hat sie aus dem russischen Feldzug wieder heimgebracht. Als er diese von feindlichen Kugeln zerfetzte Fahne rettete, wurde er zum Fahnenträger ausgerufen. Aus einem Fetzen dieser Fahne machte ich meinem Sohne Achmed eine Mütze. Und mein Achmed, der unter dieser Mütze groß geworden ist, fiel im Kampfe gegen die Griechen. Meine Helden, die ihr unter dieser Fahne geht, mein Mann, der Bairakdar und mein Sohn sehen vom Himmel auf euch nieder. Fallt entweder im Felde oder kommt verwundet zurück!"

Die Menge weinte. Und da konnte auch Esma Nine ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie ging nach dem Friedhof des Dorfes, dort wollte sie für die Seelen des Fahnenträgers und Achmeds beten.

Die Beschießung

Sein Haus stand ganz in der Nähe und doch konnte er seit einer Woche nicht hineingehen. Dafür aber konnte er das Dach seines Hauses erblicken. Manchmal erhob er sich in aller Morgenfrühe vom Lager, stellte sich neben den Fahnenmast und spähte mit dem Fernglas nach seinem Hause aus. Dann war es ihm, als sähe er drei Gestalten, die ihm mit weißen Tüchern zuwinkten: Seine Frau, sein Schwiegervater und sein dreijähriges Söhnchen Dschanfeda.

Der Alte war ein braver Mann. Früh war seine Frau gestorben und da hatte er seine ganze Liebe der Tochter zugewendet, die er vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht verheiraten wollte. Den Bitten des jungen Hauptmanns aber, der vom Major der Sultaniefestung geschickt worden war, konnte er doch nicht widerstehen. Wie hätte er auch einen Offizier, der fünfmal verwundet worden war, zurückweisen können, wo doch auch sein Sohn mit Wunden bedeckt aus dem griechischen Feldzug heimgekehrt war. So hatte ihn dann, als er daran gedacht hatte, stolze Freude erfüllt, und als der Offizier zum zweiten Male erschien, hatte er ihm zur Antwort gegeben: Herr Hauptmann, sage deinem Major, daß im Laufe der folgenden Woche die Hochzeit stattfinden kann.

Und auch daran dachte der Späher mit dem Fernglas: Wie er damals in den Kreis der Offiziere getreten war und die Hand des Majors geküßt hatte. Dann trat das Bild vor seine Augen, wie vor einigen Tagen der Wali dem Festungskommandanten die Drahtnachricht aus Konstantinopel zeigte, dieser darauf antwortete: „Jetzt werden wir reden", und der Wali meinte: „Ja, wo die Feder schweigt, da redet der Säbel."

Einer hatte sogar gesagt: „Wir müssen der Regierung dankbar sein, denn je schwerer unser Tod ist, um so ehrenvoller wird unsere Tat." Der Major aber hatte gesagt: „Es schadet nichts. Sie sollen uns bombardieren. Wenn wir keine Festungen mehr haben, so werden ihnen eiserne Herzen entgegenstehen."

*

Tags darauf ſahen ſie die Rauchwolken der feindlichen Schiffe über dem Meer. Dann fielen die erſten Granaten in der Nähe der Feſtung nieder. Hohe Waſſerſäulen und Sandwogen warfen ſie auf. Die Feſtung ſchwieg. Als aber zwei Schiffe in ihre Nähe kamen, wurden ſie mit einem ſolchen Feuer empfangen, daß ſie zurückweichen mußten. Dann begann die Beſchießung der Stadt. Damit aber trugen die Italiener den Sieg nicht vor einer Feſtung, ſondern vor wehklagenden Menſchen davon . . .

Die Feſtung hatte ihre Pflicht erfüllt. Da hörte man eine Stimme reden: „Sind wir dem Staate nicht zu Dank verpflichtet? Seht doch, welchen Tod man uns vorbereitet.“ Und damit wies der Kommandant, der die Unmöglichkeit eines längeren Widerſtandes erkannt hatte, auf zwei tote Soldaten, deren Köpfe, vom Rumpfe getrennt, auf dem Boden lagen.

Nach einigen Stunden war die Feſtung leer. Nur abgeriſſene Glieder und Köpfe lagen auf der Erde.

Zu ſeinen Soldaten ſprach der Hauptmann: „In zehn Minuten werde ich wieder bei euch ſein.“

Dann eilte er in die Stadt. Hunderte von Leichen lagen auf dem Marktplatz. Manchmal hörte er das Stöhnen eines Sterbenden, an deſſen warmen Körper der Huf ſeines Pferdes ſchlug. Frauen und Kinder lagen vor eingeſtürzten Häuſern in ihrem Blut.

Der Hauptmann ſchloß ſeine Augen. Tief drückte er die Sporen in die Weichen ſeines Pferdes, aber es wich nicht von der Stelle. Der Imam ſeines Bezirkes lag vor

ihm auf den Knien und bat mit weinender Stimme: „Effendim, gehe nicht hin.“

Von einer unbekannten Macht getrieben, riß der Hauptmann sein Pferd herum und ließ den weinenden Imam an der Straße liegen. Als er an die Stelle kam, wo sein Haus gestanden hatte, sprang er vom Pferde und schrie: „Was ist das?“

Wie ein Wahnsinniger, ohne zu sehen, schaute er auf die Stelle. Dann sprang er über die Erdhaufen, Steine und abgerissenen Balken. Da war ihm, als sähe er einen Schatten vor sich, als hätte er ein Gemurmel vernommen. Und als er näher kam, wurde das Stöhnen deutlicher, Sein Herz stand still. Er war blaß wie ein Toter. Vor ihm lag eine verbrannte Leiche: der Vater seiner Frau, dessen weißes Haar rotgefärbt war. Und als er seinen Kopf zur Seite neigte, sah er eine zweite Leiche. Da wurde er starr wie eine Marmorsäule. Der Bauch der vor ihm liegenden Leiche war aufgeschnitten. Neben der Leiche aber hörte er das Stöhnen, warf sich auf die Erde und rief verzweifelnd: „Dschanfeda, Dschanfeda!“ Mit erstarrenden Blicken sah das Kind in die Augen des Vaters, und als es seine Ärmchen nach ihm ausstrecken wollte, bemerkte er, daß ihm der linke Arm fehlte ... Der blutige Armstumpf streifte die Wange des Hauptmanns. Dann vernahm er noch das Stöhnen des Kindes: „Vater . . .!“ Wie ein Wahnsinniger schrie er da auf und rief seinem Kinde zu: „Dschanfeda!“

Aber Dschanfeda lag in den Armen eines Engels.

Der Bootsmann

Ein brauner Araber war er und seit vierzehn Jahren Bootsmann im Hafen von Tripolis. Mit vieler Mühe verdiente er auf dem Meere einige Piaster, mit denen er eine achtköpfige Familie zu ernähren hatte, die mit ihrem Schicksal zufrieden und Allah dankbar war. Er liebte sein Boot, wie seine Angehörigen, weil es ihm sein Brot gab; wie einen Wohltäter, wie eine Geliebte besorgte er es. Wenn ihm seine Frau vom nahen Ramasan sprach, dachte er an sein Boot, sagte „Kismet" und meinte damit, daß ihm das Boot schon das Geld geben würde, um die Nächte des Fastenmonats in bescheidenen Festen zu verbringen. Und wenn aus den verlangenden Augen der Kinder der nahe Bairam, das neue Jahr schaute, das ihnen ein Anrecht darauf gäbe, sich neue Kleider zu wünschen, tröstete er sie mit den Worten: „Allah ist mächtig!"

Um zu leben, um leben zu lassen, um glücklich zu sein, hatte er nur ein Mittel, nur eine Möglichkeit: sein Boot. Seine Freude, sein Leben war mit diesem Kaik verbunden. Und so erschien ihm das Leben ohne Sorgen. Kam er einmal traurig gestimmt nach Hause, kannte die Frau den Grund seiner Verstimmung, ohne danach fragen zu müssen: es mußte eben etwas mit dem Boote geschehen sein.

Als die Beschießung der Stadt begann, zog er sein Boot an den Strand, setzte sich daneben auf den Sand, stützte die Ellbogen auf die Knie, legte den schweren Kopf in die Hände und seufzte, indem er mit schmerzlichen Blicken von seinem Boote Abschied nahm. Von nun an dachte

er, würde es nichts mehr taugen, er konnte es nicht mehr gebrauchen, sein Brot nicht mehr verdienen, denn die Kugeln der Italiener fielen wie dicke Regentropfen.

Was dann . . .? Und wieder seufzte er. Dann . . .? Werden wir verhungern? Ja, sie würden verhungern. Seine Kinder, seine Frau, sein Großvater und zuletzt er selber. Sie würden auseinander gehen und im Elend verkümmern.

Bei diesen Gedanken fielen seine Arme auf den feuchten Sand. Wer kann sagen, wie lange er dort blieb? Ein dumpfes Geräusch sauste an seinen Ohren vorbei. Ohne sich zu bewegen, richtete er seine Augen nach rechts. Das Feuer der Kriegsschiffe hatte wieder eingesetzt, die Granaten zerstreuten ihre Eisenstücke.

Da vernahm er plötzlich ein scharfes Pfeifen und nach einer Sekunde ein Krachen. Wie von einem elektrischen Strom durchfahren stand er auf, öffnete seine Augen, streckte seine Arme aus und schrie wie ein verwundeter Tiger: „Ah . . . Mein Boot ist zerstört!" Dann überzeugte er sich von dem Schaden: Ein Granatsplitter hatte es getroffen. Wie wahnsinnig lief er um die ganze Stadt, und als er in sein Haus trat, warf er sich in die Arme seiner Frau und rief: „Unser Boot! Unser Boot!"

Wie ein kleines Kind weinte er.

Die Kinder, erschreckt vom Donner der Kanonen, umgaben die Eltern.

Dann raffte sich der Kaikdschi auf, als schämte er sich seines Wankelmuts.

Alle ſtellten ſich um das Lager des Großvaters und ſchwiegen.

Da ſagte die Frau, auf die Kinder deutend: „Für uns wird es auch ſo gehen, aber für dieſe?"

Darauf antworteten die Kinder, um ihren Vater zu tröſten, wie aus einem Mund: „Denk nicht an uns, wir können auch ohne Boot leben."

Die Mutter weinte und trocknete die Tränen mit dem Tuche, das die Wiege des Jüngſten deckte.

Der Alte, der bis jetzt nur zugehört und geſchwiegen hatte, hob ſeinen Kopf und ſprach zum Bootsmann: „Mein Sohn: Vor der Traurigkeit gibt es Verſtand; man kann Abhilfe ſchaffen und ertragen. Erſt wollen wir dieſe Mittel verſuchen, und wenn wir dann nichts erreichen, den Mut haben, traurig zu ſein. Weißt du, was ich meine: Du haſt jetzt kein Geld. Ich aber beſitze acht Medſchidiehs, die ich für meine Leichengebühr aufgeſpart hatte. Zwei Wochen können wir davon leben."

Der Bootsmann richtete ſich auf und ohne zu wiſſen, was er ſprach, ſagte er: „Geld für deine Leichengebühr?"

Der Alte lächelte: „Ja, warum ſtaunſt du? Ich verlaſſe den Weg des Lebens. Was ſchadet es, daß diesmal ein Menſch ohne Sarg hinausgetragen wird? Da nun einmal der Tod kommt, liegt mir gar nichts daran, wenn er ſarg-, gold- und ſilberlos iſt. Es genügt mir, daß die Kinder leben und daß ihr nicht weint. Wenn ich euch ſo traurig verlaſſe, läßt mich dies Geld nicht im Grabe ruhig ſchlafen. Ich habe für Gott, den Koran und für

unſer Reich gelebt. Wäre das Geld für ſie, würde ich es euch nicht geben. Da ich draußen aber nicht als Soldat des Kalifen, ſondern für mich allein ſterbe, nehmt das Geld. Für das Weitere wird Allah ſorgen."

Zwei Wochen waren vorüber. Das Geld war ihnen ausgegangen. Hunger und Elend herrſchten in der Familie des Bootsmannes. Wenn der Kaikdſchi frühmorgens aufſtand, waren ſeine Lippen bleich, die Augen der Frau vom Weinen gerötet. Der Großvater lag in ſeinem Bett, wie ein Knochengerüſt, und ſchwieg.

Die älteſte Tochter klagte: „Vater, ich habe Schwindel." Die kleinere, die das Bein des Vaters umſchlungen hatte, um ſich aufrecht zu erhalten, weinte: „Ich habe furchtbare Leibſchmerzen." Und die kleinſte, ſchwarzäugige, drückte den Finger in die Magengegend und jammerte: „Ich habe Hunger."

Das Kind in der Wiege weinte ſeit vier Stunden nicht mehr. Kraftlos, wie ein ſehender Toter, lag es da. Der älteſte Sohn ſtarrte auf die Marmorbank und ſchwieg.

Da flüſterte der Bootsmann ſeiner Frau zu: „Ich werde nachſehen, vielleicht kann ich etwas mitbringen," und ging aus dem Hauſe.

Auf einmal ſprang der Älteſte auch auf und rief: „Mutter, ich will auch hinausgehen." Die Mutter ſchalt ihn, er aber achtete nicht auf ihre Worte und ſtürzte hinaus.

Die Geſchwiſter verſtanden die Sorgen der Mutter, die ahnte, daß Gefahr drohte, hielten einander feſt und weinten. Als die Mutter wie ein angeſchoſſenes Wild auf den Knien

lag, hörte ſie die leiſe Stimme des Alten: „Allah, du biſt mächtig!“

Nach einer Stunde wurde die Tür mit einem harten Stoß geöffnet. Der Bootsmann trat ein. Auf ſeinen Schultern trug er einen vollen Sack. Seine Augen ſahen anders aus als ſonſt; er atmete tief und ſchwer.

Er ſchüttelte den Inhalt des Sackes auf den Marmorboden; die Kinder fielen darüber her. Aber ſie hatten die Kraft nicht, das Gebäck zu brechen. Da holte der Vater eine Schüſſel, füllte ſie mit Waſſer und warf den Zwieback hinein.

Als dann Frau und Kinder beim Eſſen waren, lächelte der Vater. Er hob ſeine Augen auf, ſtreckte ſeine Arme aus und rief: „Allah, du biſt mächtig!“

Plötzlich aber vernahmen ſie Geſchrei von der Straße her. Mit einem ſchweren Fußtritt wurde die Tür eingeſtoßen, unter der zehn von einem Offizier angeführte italieniſche Soldaten ſtanden.

Ohne etwas zu ſagen, trat der Bootsmann vor. Der Offizier ſchrie ihm ein: „Verräter“ entgegen, ging auf ihn los und ſchlug mit dem Griff ſeines Revolvers nach dem Kopf des Mannes.

Dann banden die Soldaten den Kaikdſchi, die Frau und die Kinder zuſammen und peitſchten ſie auf die Straße hinaus.

Aus dem Hauſe aber wurde eine ſchwache Stimme hörbar: „Allah, du biſt mächtig!“

Als der Älteſte zurückkam, fand er das Haus leer. Er legte das Brot, das er mitgebracht hatte, auf die Erde und rief nach der Mutter. Aber nur der Widerhall ſeiner eigenen Stimme antwortete ihm. Und als er den ſchlafenden Großvater fragte, wohin die Seinen gegangen ſeien, antwortete dieſer nicht, hob ſeinen Arm und ließ ihn wieder ſinken, öffnete das linke Auge, das offen blieb, öffnete den Mund und der Kiefer mit dem weißen Bart hing nach unten.

Und als der Jüngling ſeinen Großvater mit dem offenen Auge, dem herabhängenden Kiefer und dem ſteifen Körper ſah, ſchluchzte er laut: „Er iſt geſtorben!“ Dann ſtürzte er aus dem Haus. Ein Knabe aus dem Nachbarhauſe erzählte ihm alles. Der Vater ſollte das Gebäck im italieniſchen Quartier geſtohlen haben.

Beim italieniſchen Quartier angelangt, ſah der Junge mitten unter Soldaten den Vater, die Mutter mit dem Kleinſten auf dem Arm und die drei Schweſtern mit gefeſſelten Händen und verbundenen Augen ſtehen. Und als er die Reihen der Italiener durchbrechen wollte, hörte er das Knattern von hundert Gewehren.

Er erſchrak, blieb einen Augenblick lang ſtehen, und als er dann zum Platze hinüber ſah, ſchnellte er empor: Vater, Mutter, die Schweſtern und das Brüderchen lagen im heißen Sande.

Die zitternden, angſtgejagten Zuſchauer gingen auseinander, die Soldaten zerſtreuten ſich. Gefühllos, wie eine Maſchine, ging der Jüngling zur Richtſtätte. Niemand

ſah ihn. Er umarmte ſeinen Vater und ſeine Mutter. Aus ihrer Bruſt floß warmes Blut . . . Umarmte ſeine Schweſtern. Sie waren wie gebrochene Roſenknoſpen. Dann hob er das in den Armen der Mutter liegende Brüderchen auf die Arme, beſchmierte ſich die Hände mit dem vergoſſenen Blute und legte ſein Geſicht auf die offenen Wunden. Als er dann einen Offizier und Soldaten auf ſich zukommen ſah, ſprang er mit dem Rufe: „Allah, du biſt mächtig!“ auf und lief, ohne von den ihm nachgejagten Kugeln getroffen zu werden, blitzſchnell durch die Straßen. An einer zerſchoſſenen Stelle überſprang er die Stadtmauer. Dann lief er weiter.

Es war ſchon ſpät. Die Sonne ging unter. Da packten ſie ihn. Es waren aber keine Feinde. Und als ſie ihm ſeine Beute, die er unter dem Arm trug, wegnehmen wollten, ſchrie er: „Nein, ich gebe ihn nicht.“ Ein junger, kräftiger Araber nahm beide auf ſeine Schultern und brachte ſie in ein Zelt. Mit ſeinen rollenden Augen, dem blaſſen Geſicht, den zitternden Füßen und dem ermordeten Brüderchen auf dem Arm ſah er zum Entſetzen aus. Als er ſeinen Kopf erhob, ſah er, daß er vor einem türkiſchen Offizier ſtand. Der Jüngling erzählte alles. Wütend ſchlug der Offizier mit der Peitſche an die Reitſtiefel und ballte ſeine Fauſt.

Als der Jüngling ſein ermordetes Brüderchen zeigte, traten alle ſcheu zurück. Dann drückte der Knabe die Leiche nochmals gegen ſeine Bruſt, küßte den toten Körper und fiel auf die Knie. Dann ſtand er auf, wankte etwas,

reichte die Leiche dem Offizier und sagte: „Hier halte meinen Bruder und meine Rache!“

Dann wankte der Jüngling und fiel auf den warmen Sand.

Die schwarze Sklavin

Von Halid Sia

Ferhende war mit der kleinen Hanum zusammen aufgewachsen; darum nahm sie auch unter allen Dienerinnen im Hause eine bevorzugte Stellung ein und stand in ganz besonderm Ansehen. Wie oft konnte man aus dem Munde des Effendis hören: „Ferhende ist keine Fremde unter uns, sie gehört zur Familie.“ Wenn man für Hüsna, die Tochter des Hauses, ein Kleid anschaffte, so ließ man für die Sklavin eines vom selben Schnitt anfertigen, nur etwas weniger kostspielig, nur etwas dünner und leichter. Jedenfalls aber achtete man darauf, daß mindestens in der Farbe eine Art Verwandtschaft und Gleichheit zwischen Herrin und Dienerin zum Ausdruck kam. Kaufte man zum Beispiel für Hüsna Hanum bei Gelegenheit des Bairamfestes einen rosenroten Seidenstoff, so bekam Ferhende zu gleicher Zeit ein Kleid von Wolle oder Kattun, aber rosenrot mußte es dann unter allen Umständen sein. Das war für Ferhende etwas ganz Selbstverständliches, ein Recht, dem Genüge getan werden mußte.

So war es denn nur natürlich, daß Ferhende eine ge-

heime Freude empfand, als die Gördüdschü, die ersten Brautbeschauerinnen, das Haus besuchten, um die Tochter Hüsna zu sehen. Diese Frauen galten ja in gewissem Sinne auch für sie als Vorboten der Hochzeit, hatte sie doch auf alles Anspruch, was der kleinen Hanum zuteil wurde. Somit konnte man sie doch auch, wenn es sich um deren Verheiratung handelte, nicht etwa zurücksetzen!

Wenn die Frauen zur Brautschau kamen, wuchsen der Sklavin buchstäblich Flügel. Sie ging nicht, sie flog die Stiegen herauf und herunter. Die Pflicht, den Besucherinnen Schleier und Mäntel abzunehmen, überließ sie dann stets einer andern Sklavin und eilte atemlos zur kleinen Hanum, um ihr das große Ereignis brühwarm mitzuteilen. Dann stritt sie mit ihr über die Kleider, die die junge Herrin für diesen wichtigen Augenblick anziehen sollte. War die Frage entschieden, wurde sie auf einmal unsichtbar und tauchte erst nach fünf Minuten wieder auf. Auch sie hatte sich umgezogen, denn da es ihre Pflicht war, den Gästen Kaffee vorzusetzen, mußte sich die Kalfa, die Dienerin, natürlich in ihre besten Kleider werfen. Aber ein Gewohnheitsrecht war es auch hierbei geworden, daß sich Ferhende ganz ähnlich anzog wie Hüsna. Sollte zum Beispiel die Hanum vor dem kritischen Auge der Brautschau-Damen in einem grünen Seidenkleide erscheinen, so beschloß Ferhende auf der Stelle, einen hellgrünen baumwollenen Fistan anzuziehen.

Dann erschienen beide vor den Besucherinnen. Die Herrin schritt voran, die Dienerin folgte ihr. Dann, nachdem

Kaffee aufgetragen worden war, zog sich Ferhende bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurück und blieb an einer Stelle stehen, die sich in derselben Linie mit dem Stuhle der Hanum befand. Sie schlug die Augen nieder, ihre Wangen waren fieberhaft gerötet. Das Präsentierbrett in ihrer Hand zitterte, denn ihr Herz zitterte ja auch. Fünf Minuten lang lebte sie jeweils mit ihrer Herrin das Leben eines Mädchens, das den prüfenden Blicken der „Görüdschü" ausgesetzt ist. Wenn sie dann nach beendigter Brautschau wieder herauskam, lief sie in größter Aufregung mit Hüsna auf deren Zimmer und schloß sich mit ihr ein. Dann fiel sie ihr um den Hals und küßte sie ohne Unterlaß, obwohl diese ihr wehrte, und rief: „Bist du toll, Ferhende? Was ist mit dir? Komm doch endlich zu dir."

Die ersten Male pflegte die Sklavin zu sagen: „Ach, wenn du wüßtest, kleine Hanum, welche Angst ich ausgestanden habe." Später, nachdem die Besuche sich öfters wiederholt hatten, sagte sie: „Jetzt bin ich es gewohnt. Aber Sorgen mache ich mir dennoch. Wenn das doch alles erst vorüber wäre und du eine glückliche Braut wärest!" Sie war in ihrem Innern davon überzeugt, daß die Frauen, die zur Brautschau kamen, auch für sie etwas mitbringen würden, und daß sie an der Heiratsfrage, um die sich alles im Hause drehte, in nicht geringem Maße beteiligt wäre. Das brauchte ihr kein Familienmitglied und kein Fremder erst zu sagen. Das war ganz selbstverständlich, ja so selbstverständlich, daß, wenn jemand dies auszusprechen gewagt hätte, die ganze Selbst-

verſtändlichkeit verloren gegangen wäre. Gab es denn überhaupt für ſie und die kleine Hanum verſchiedenes Recht?

Ferhende beſaß ein ſtarkes Vertrauen auf die eigene Schönheit. Manchmal ſtellte ſie ſogar Vergleiche an zwiſchen ſich und der Hanum, die bei aller Berechnung der verſchiedenen Verhältniſſe kein anderes Ergebnis hatten, als daß ſie Ferhende mit beſonderem Stolze erfüllten. Sie hatte ſehr kurze ſchwarze Augenbrauen, nicht übergroße ſchwarze Augen, eine hellbraune Geſichtsfarbe, über der, wenn ſie ſich ſchämte, eine Schicht dunkler Röte zu wogen pflegte. Auch war ſie von anmutigem Wuchs.

Dieſe ganzen Leibesſchätze prüfte ſie lange und eingehend mit einem handgroßen Spiegelglas, das ſie von einem alten zerbrochenen Spiegel gerettet hatte und ſorgfältig in ihrem Zimmer aufbewahrte. Nach ihren Betrachtungen kam ſie dann zum Schluß, daß Ferhende keine Sache ſei, die man mit Verachtung behandeln dürfe. Ja, dies geſtand ſie laut und freudig ſich ſelbſt. Nur an einer unerklärlichen Eiferſucht litt ſie, der Eiferſucht auf blonde Haare, blonde Brauen und lichte Augen. Alle anderen Körpereigenſchaften ließen ſie kalt. Was ſie anbetraf, ſo fand ſie an ihrer eignen Schönheit genug Eigenſchaften und Vorzüge, die denen anderer Mädchen gleichkamen. Aber blonde Haare!... Wenn man doch dieſe nachtſchwarzen Haare und Brauen in goldgelbe, gelb wie Goldfiligranfäden, verwandeln könnte...

*

Die Hochzeit Hüsnas war endlich ausgemachte Sache. In die Freude, die Ferhende aufrichtig darüber empfand, miſchte ſich aber doch ſo etwas wie Furcht. Einmal gab ſie ſich in der Einſamkeit der Nacht ganz unbewußt dieſer Furcht mehr als nötig war hin. Als ſie ſich ganz deſſen bewußt wurde, hatte ſie die Kraft, ſie abzuſchütteln und, indem ſie mit ihren Phantaſien unbarmherzig zu Gericht ging, ſich zur Erkenntnis der nackten Wahrheit zu zwingen. „Tolles Mädchen," ſagte ſie bei ſich, „wie ſollte man dazu kommen, eine Doppelhochzeit zu veranſtalten? Man denkt nicht im entfernteſten daran. Habe Geduld, denn jedes Ding kommt nur zu der vom Schickſal dafür feſtgeſetzten Zeit." Sie beneidete Hüsna durchaus nicht um ihr Glück. Trotzdem ſah ſie mit leidenſchaftlicher Ungeduld dem ſchickſalsſchweren Augenblick entgegen. Sie war es, die jeden Morgen die Hanum daran erinnerte, daß es Zeit wäre, auf den Tſcharſchi, den Baſar, zu gehen, und ſie begleitete die Damen des Hauſes ſtets auf ſolchen Gängen. Mit beiden Armen raffte ſie dann die Schachteln mit geſtrickten Schuhen, die Pakete mit Stoffen aller Art, mit Tüchern, die von Filigranfäden durchzogen waren, mit Hand- und Mundtüchern mühſam zuſammen, wehrte ſich energiſch, wenn jemand anders ſie tragen wollte, und lief ſo bepackt hinter den Damen her. Wenn ſie die Herrlichkeiten an ſich preßte, fühlte ſie in ihrer Seele eine innige Freude an dieſer Hochzeit. An ihrem Duft berauſchte ſich ihre Phantaſie. Es ſchien ihr wie eine frohe Kunde von einem ungeheueren Glück, das ſie ſelbſt erwartete. — — —

Was für Schätze trug sie nicht so ins Haus! Was holte sie nicht aus allen Ecken Stambuls zusammen! Atemlos kam sie jedesmal nach Hause, und ihr Taschentuch klebte ihr an den Wangen, so schwitzte sie. Wenn man ihr dann die Sachen abnahm, wenn man sie wohlgefällig betrachtete, war es ihr immer, als wäre das alles für ihre eigene Hochzeit bestimmt. Allerdings blieb sie sich immer ihrer Stellung bewußt, und ein natürliches Gefühl für Billigkeit, das sie besaß, verhinderte ihre Wünsche daran zu ausschweifend zu werden. Aber aus diesen Stoffen, Stickereien, Schmucksachen und Silbergefäßen baute sie sich im Geiste eine Ausstattung auf, etwas billiger zwar, einfacher und bescheidener, aber sie konnte es doch nicht unterlassen, ihren geheimsten Träumen freien Lauf zu gewähren und in Glücksahnung zu schwelgen.

Wenn sie mit ihren Paketen nach Hause kam und alles zusammenlief, dann wurde Ferhende Feuer und Flamme. Wenn sie irgendwie konnte, zeigte sie ihre Einkäufe keinem Menschen. Niemand als die kleine Hanum durfte ihre Hand danach ausstrecken, niemand anders die Sachen ansehen oder berühren als nur sie allein. Eifersüchtig wachte sie über dieses Recht ebenso wie sie keiner Mitsklavin gestattete, sich in die Näharbeiten und andere Vorbereitungen zur Ausstattung einzumischen. Einmal, es war schon spät in der Nacht, hatte man ihr gesagt: „Haidi, geh schlafen, du bist müde!“ Da war sie in heftiges Weinen ausgebrochen und hatte stundenlang geschmollt.

Eines Tages hatten der Effendi und seine Frau bei

Tiſche lange miteinander geflüſtert, dann auf Ferhende geſchaut und bedeutſam gelächelt. Da begann das Herz der Dienerin ungeſtüm zu klopfen. Unwillkürlich ſchlug ſie die Augen nieder. An jenem Abend ſuchte ſie dann alle möglichen Vorwände, um das Zimmer der Herrſchaft wiederholt betreten zu können. Sie wollte um jeden Preis herausbekommen, was das Lächeln zu bedeuten hatte, und ſagte bei ſich: „Was mögen ſie nur mit mir vorhaben?“ Eigentlich glaubte ſie ſchon den Sinn des Lächelns verſtanden zu haben. Nur eine Frage blieb dann noch zu beantworten übrig: „Wer hat mich zur Frau verlangt?“

Endlich, am nächſten Morgen, hörte ſie plötzlich die Hanum rufen: „Der Effendi wünſcht mit dir zu ſprechen.“ Da wäre ſie faſt umgefallen. Eine Zeitlang war ſie gar keiner Antwort fähig und ſtand wie verſteinert an ihrem Platze. Die Kniee zitterten ihr. Als ſie in das Zimmer des Effendi eintrat, wagte ſie nicht die Augen aufzuſchlagen und ihn anzuſehen. Endlich war der Augenblick gekommen, wo ſie die Freudenbotſchaft vernehmen ſollte! Der Effendi ſprach langſam und zögernd: „Ferhende! Du biſt mit Hüsna zuſammen aufgewachſen. Bis jetzt haben wir dich alles mit unſerer Tochter teilen laſſen und du haſt mit deinem Dienſte unſer aller Zufriedenheit erworben.“ Ferhende wagte kaum zu atmen. Dann fuhr der Effendi fort: „Jetzt geht Hüsna in ein fremdes Haus. Wenn ſie dort niemanden findet, der ihr vertraut iſt, ſo würde ſie ſich grämen. So haben wir denn nachgedacht und beſchloſſen, dich mit ihr dorthin zu ſchicken... Hörſt du,

Ferhende? Du ſollſt Hüsna begleiten. Wir vertrauen dir. Wir wiſſen ſehr gut, wie treu du ihr auch dort dienen wirſt. Später, ein, zwei Jahre ſpäter, bei günſtiger Gelegenheit, wirſt du dafür belohnt werden. Verſtehſt du, Ferhende?"

Ferhende hatte verſtanden. Sie trat einen Schritt nach vorn und küßte ihrem Herrn den Saum ſeines Rockes. Mit einer großen Freude im Herzen verließ ſie das Zimmer.

Ja, wirklich, ſie freute ſich, — trotz ihrer Enttäuſchung. Denn der zweifelhaften Lage, in der ſie hätte ausharren müſſen, war dies deutliche Verſprechen entſchieden vorzuziehen. „Ein bis zwei Jahre." Was wollten ein bis zwei Jahre beſagen? Man hat kaum Zeit, ein Auge zu- und wieder aufzumachen, ſo iſt ein Jahr vorüber. Aber was ſollte ſie unter dem Ausdruck „bei günſtiger Gelegenheit" verſtehen? Sie deutete das ſo, daß ſie ſich ſagte: Wohl, wenn die kleine Hanum ein Kind bekommt....

Nach dieſem Vorfall kam in die Seele Ferhendes ein ganz anderer Schwung. Bis zu jenem Augenblicke hatte ſie ſich einer leiſen Furcht nicht erwehren können. Jetzt aber keimte aus ihrem ſtillen Wunſche, durch das Verſprechen, das ſie nicht zu bezweifeln wagte, hervorgelockt, die Pflanze der Hoffnung hervor.

Bei der Hochzeitsfeierlichkeit wurde Ferhendes Perſönlichkeit gewiſſermaßen vervielfältigt. Aus einer Ferhende gingen hundert hervor. Überall hatte ſie Ahnungen, bei jeder Arbeit begegnete ſie Vorbedeutungen, denn dieſe Hochzeit war ja für ſie eigentlich nur die Einleitung zu der

eigenen. Wenn ſie durch das freudig bewegte Feſtgewühl geſchäftig umherging, kam ſie ſchließlich dazu, ſich ſelbſt für etwas wie eine Braut zu halten. Alle Welt rief ſie mit dem neuen Ehrentitel: „Kalfa! Kalfa!“ So fühlte ſie denn ſchon jetzt, als ihr von allen Seiten der ehrende Ruf ins Ohr tönte, den Vorgeſchmack der ein bis zwei Jahre ſpäter, „bei günſtiger Gelegenheit“, ſtattfindenden eigenen Hochzeit, und erfüllte das ganze Haus mit ausgelaſſener Luſtigkeit.

Von dieſem Tag an begann die Zeit des Harrens. Sie wagte nicht, unverblümt zu fragen. Da ſie der abergläubiſchen Anſicht war, daß ein kleines fragendes Wort eine Beeinfluſſung ihrer geheimſten Wünſche veranlaſſen könnte, hüllte ſie ſich in vorſichtiges Stillſchweigen und wartete. Aber Tage und Monde gingen vorbei. Von jener heißerſehnten Schickſalswendung wollte ihr immer noch keine Kunde kommen. Eines Tages aber wagte ſie unter ſchamhaftem Erröten die kleine Hanum zu fragen, mit der ſie ſich ſonſt ſo zwanglos über alles unterhielt: „Kleine Hanum,“ ſagte ſie, „wir ſind ganz allein geblieben. Wann wird uns eine Freude beſchert werden?“ Die Antwort, die ſie erhielt, gefiel ihr ganz und gar nicht. „Ach!“ rief die Herrin unwillig aus, „kommſt du nun auch mit dieſer Frage? Wie ſoll ich den Tag meiner Hochzeit wiſſen?“

An jenem Tage litt Ferhende an heftigen Kopfſchmerzen. Sie zerſchnitt eine Zitrone in kleine Stücke, tauchte dieſe in Kaffee, legte ſie in ein Tuch und band dieſes feſt um den Kopf. Mit dieſem Aufputz ging ſie den ganzen Tag

unruhig im Haus hin und her. Das arme, einſame Herz fing an ſich zu empören. Sollte das etwa heißen: Die Hanum ſoll erſt alt und grau werden, bevor ſie Mutter wird, und dann erſt könne man an Ferhendes Hochzeit denken?

Von dieſem Tag an wurde ſie launenhaft und ſtreitſüchtig. Unter den nichtigſten Vorwänden fing ſie mit jedermann im Hauſe Zank an. Wenn der Mann der kleinen Hanum nur ein Wort etwas lauter zu ihr ſagte als gewöhnlich, ließ ſie ihre Arbeit im Stich, ging in ihre Kammer und weinte dort ſtundenlang.

Oft blieb ſie, wenn ihre Herrſchaft ſchon aufgeſtanden war, noch im Bett und bemühte ſich, die Zeit zu berechnen, die ſeit der Hochzeit verſtrichen war. „Es war nach dem Mevlud, dem Geburtsfeſt des Propheten," ſagte ſie ſich. „In jenem Sommer gingen wir nach Kadiköj. Das nächſte Jahr wohnten wir dann in Kanlidſcha. Jetzt kommt nun wieder ein Sommer!" So reihte ſie in Gedanken ein Jahr an das andere. Und dann rief ſie aus: „Drei Jahre alſo ſind es. Drei Jahre! Wirklich ganze drei Jahre iſt es her!" Ihre Stimme verriet das ſchmerzliche Erſtaunen, das ſie ergriffen hatte. Da fiel ihr noch etwas ein, wobei ſich ihr Herz zuſammenkrampfte: „Aber einen Sommer über ſind wir ja auch in Stambul geblieben. Dann ſind es ſogar vier Jahre. Ach, die kleine Hanum wird es ſchon wiſſen, wie lange ſie verheiratet iſt."

Sie zürnte ihrer Herrin ernſtlich. Ihre Seele war voller Bitterkeit. Am nächſten Morgen verrichtete ſie, nachdem

ſie heruntergekommen war, alle ihre Arbeiten verkehrt. Sie ſchaute mürriſch drein und mit gerunzelten Brauen.

Eines Tages aber verbreitete ſich im Hauſe ein Gerücht. Es hieß, die kleine Hanum ſehe einem freudigen Ereignis entgegen. Mit einem Male gab Ferhende ihr Schmollen auf. Ihr Kummer wich wie durch Zaubergewalt. Aber ſie wollte ſich doch von der Wahrheit des Gerüchts überzeugen und eilte auf der Stelle zur kleinen Hanum. Ohne lange Umſchweife fragte ſie gerade heraus. Die Hanum aber antwortete nur lächelnd: „Wer weiß?“ Ach, welche Pein ihr dieſe unbeſtimmte Antwort bereitete. Tagelang, wochenlang konnte ſie keinen Schlaf finden. Als ſich aber ſchließlich die Wahrheit des Gerüchts beſtätigte, kam eine große Seelenruhe, eine volle Gewißheit über Ferhende. Jetzt lag nicht mehr eine unbegrenzte Zeit peinvollen Wartens vor ihr, ſondern eine ganz beſtimmte Friſt.

Sie fand ihre ganze frühere Tatkraft, ihre ganze Lebensfreude wieder und wollte ſich gar nicht von der Seite ihrer Herrin trennen. Mit faſt mütterlicher Beſorgnis ſchaute ſie ihr in die Augen, und wenn ſie die Treppen hinabſtieg, wünſchte ſie ſich im Überſchwang ihrer Zärtlichkeit ihr in die Arme zu werfen.

Jeden Augenblick fragte ſie nach ihrem Befinden und zählte die Tage, die ſie noch von ihrem Glücke trennten.

Aber dieſe Qualen der Erwartung ließen ſie bleich werden und an Kräften verlieren. Ihr Leben verſtrich jetzt im Fieber und in krankhafter Nervoſität.

*

Als das Kind da war, hegte ſie eine tolle Liebe zu ihm. Alle Dienſte nahm ſie auf ſich; ſelbſt die Beſorgung der Wäſche behielt ſie ſich allein vor. Wenn ſie die Windeln und Hemdchen in der Waſchküche wuſch, hörte man, wie ſie ſagte: „Lieb ſoll man es haben, recht lieb. Wie herzige kleine Hemdchen das ſind!“

Aber trotz all dieſer Liebe brachte ihr das Kindchen noch immer nicht die erſehnte Freudenbotſchaft. Ferhende ſaß an ſeiner Wiege und ſang ihm Schlummerlieder, und ſo gingen die Monde, einer nach dem andern, und reihten ſich jenen toten Jahren an.

Dann aber wartete ſie nicht mehr. Als Vorbotin der Verzweiflung kam eine Lethargie über ſie, die ihr Empfinden abſtumpfte und ihre Wünſche einſchläferte. Ihre Füße wurden allmählich ſchwerfällig, ihre Geſtalt wurde gebeugt, ſo daß ſie ſich mühſamen Ganges durch das Haus ſchleppte.

Man nannte ſie jetzt auch nicht mehr „Ferhende Kalfa“. Sie war jetzt die Kinderfrau Sabit Beys, denn das war der Name des Sprößlings ihrer Herrin. Dieſe Bezeichnung wurde im Hauſe ſo allgemein, daß ſie ſchließlich nur noch unter dem Titel Ferhende Dady, Kinderfrau, bekannt war, und dieſe Benennung machte ſie auch reichlich um zwanzig Jahre älter, als ſie in Wirklichkeit war.

Einmal, es war beim Bairamfeſt, vertraute man der Dady den kleinen Sabit an und ſchickte beide zu des Kindes Großvater. Als ſie dort angekommen waren, ſagte der alte Effendi: „Warte einmal, Ferhende. Jetzt iſt die Zeit ge-

kommen, wo du den Lohn für deine Dienſte empfangen ſollſt.“ Dann öffnete er den Deckel einer Truhe, ſpitzte eine Rohrfeder auf dem Nagel ſeines Daumens, nahm ein Stück Papier und nachdenklich, indem er bei jedem Wort die Feder vier- bis fünfmal in das Tintenfaß tauchte, ſchrieb er lange, lange. Dann las er das Geſchriebene noch einmal durch, ſchwärzte das Petſchaft, das er aus der Taſche nahm, und drückte es ſorgfältig auf das Papier. Schließlich reichte er das Blatt dem Kinde, das ſeinen Bewegungen mit großen, neugierigen Augen gefolgt war, und ſagte: „Nimm es, Sabit, und gib es deiner Dady. Jetzt kann ſie endlich ruhig ſein.“

Ferhende hatte bis zu dieſem Augenblick den ganzen Vorgang noch nicht begriffen. Jetzt erſt wurde ihr mit einem Male klar, was der Effendi ſagen wollte. Vor freudiger Aufregung wäre ſie faſt in Ohnmacht gefallen. Sie nahm das Dokument — ihren Freibrief — aus der Hand des Kindes und umklammerte die Füße ihres Herrn.

So war denn alſo der ſo lange erſehnte Augenblick des Glücks für Ferhende gekommen. Jetzt konnte ſie heiraten und ihre ſchwarzen Haare, in denen ſich ſchon einige graue Fäden zeigten, gelb färben, goldig gelb wie Filigran, mit dem die Haare der Braut durchflochten werden.

Als Ferhende am Abend mit dem glückbringenden Brief nach Hauſe zurückkehrte, ſagte der Mann der kleinen Hanum, der ſeinerſeits auch etwas zu der ihr gewordenen Belohnung beiſteuern wollte, zu ihr: „Ich will es mir angelegen ſein laſſen, dich zur Braut zu machen. Mach,

daß Sabit ſchnell groß wird, damit wir ihn dann in die Schule ſchicken können.“

Über das langſam erlöſchende und nur noch glimmende Feuer ihrer Wünſche kam es wie ein Windhauch, der ihm die Flamme entlockte. Dieſes Stück Papier hatte die Kräfte ihrer Seele neu belebt und verjüngt. Dann und wann zog ſie es aus der Truhe, wo ſie es unter andern Schätzen verwahrte, hervor und küßte es. Stundenlang ſchaute ſie auf die Schriftzeichen, als ob ſie einen magiſchen tiefliegenden Sinn, eine Glückszauberformel aus ihnen herausleſen wollte.

Dann ſtand ſie auf und beſah heimlich ihre Haare im Spiegel und zählte: ein, zwei, drei graue Haare. Nein, ihrer viele gab es. Aber wenn ſie ſie färben würde? ...

*

Die Erörterungen über Sabits Schulbeſuch wurden durch die Trauer um den Tod der beiden Großeltern unterbrochen und hinausgeſchoben. Der große Effendi und die große Hanum waren es eigentlich geweſen, die Ferhende jahrelang im Wege geſtanden hatten. Nun waren ſie beide ſchnell hintereinander geſtorben. Aber ihr Tod vernichtete auch die letzte Kraft der Sehnſucht im Herzen der Dienerin. Sie zürnte jetzt mit aller Welt, mit allen Dingen, ſelbſt mit dem koſtbaren Stück Papier in ihrer Lade. Wenn ſie nachts ſchlaflos auf dem Bette lag, bemühte ſie ſich, ihre Gedanken zu bemeiſtern, ihre Phantaſie vor den düſtern

Bildern zu ſchützen, die ſie heimſuchten. Denn in dem armen Herzen wohnte jetzt nur noch eine unſägliche Bitterkeit, die ſie alles in den ſo ſchwärzeſten Farben ſehen ließ.

Je mehr nun Sabit heranwuchs und aufſchoß, deſto mehr beugten ſich Ferhendes Schultern, deſto langſamer und ſchwerer wurden ihre Schritte und deſto zahlreicher die grauen Fäden in ihrem Haar. Eines Abends kam Hüsna Hanum lachend aus ihrem Zimmer und rief eifrig nach Ferhende. „Dady, Dady!", auch ſie hatte ſich ja ſchon an dieſen Ehrentitel gewöhnt. Als die Dienerin im Zimmer erſchien, ſah ſie auch, wie der Effendi lachte. Hüsna ergriff das Wort: „Dady, weißt du ſchon? Das Schickſal hat dir etwas geſandt!" Ferhende ſah ganz verdutzt darein. Sie wollte es gar nicht glauben, und die Hanum ſah ihr das an. Deshalb ſagte ſie: „Du ſcheinſt zu zweifeln, Dady. Und doch ſprechen ſchon alle Leute davon. Sabits Lala*) hat um deine Hand angehalten." Ferhende gab keine Antwort. Stumm drehte ſie ſich um und ſchritt zur Türe hinaus. Man hörte ſie nur noch murmeln: „Das hätte gerade noch gefehlt. Warten und warten und dabei alt und grau werden, um ſchließlich den Lala vorgeſetzt zu bekommen!"

Als man gemerkt hatte, daß Ferhende den Lala nicht wollte, deutete man ſämtlichen Wächtern auf der Straße, den Frauen, die im Hauſe verkehrten, und den Nachbarn an, daß im Hauſe eine Dienerin zu verheiraten wäre.

---

*) Diener.

Darum fing nach dieſem Tage für Ferhende wieder eine Zeit erneuten Fiebers der Erwartung an. Die Frage der Verheiratung war wieder aufs neue aufs Tapet gebracht. Es kamen ſogar Frauen, die Ferhende einer Brautſchau unterwarfen. Aber die Zeit verging. Die grauen Haare mehrten ſich mit ſchonungsloſer Grauſamkeit. Und trotzdem wartete Ferhende.

Eines Tages ſagte Hüsna Hanum zu ihr: „Dady, weißt du, wohin wir heute zuſammen gehen wollen? Wir werden Sabit eine Braut wählen."

Ferhende fiel aus allen Himmeln. Wie? Sabit Bey war ſchon ſo weit herangewachſen, daß man ihn verheiraten konnte? Und wieder nahm ſie im Geiſte eine Berechnung vor: Vier Jahre nach der Hochzeit war er geboren. Als Hüsna Hanum Braut war, ſtand ſie im zwanzigſten Lebensjahre und hatte ſelbſt geſagt, daß ſie nur zwei Jahre älter ſei als Ferhende. Wenn dem ſo war... Sie konnte mit ihrer Rechnung nicht zuſtande kommen. Sie fügte ein Jahr ans andere, aber ſie bekam das Rechenexempel nicht heraus. Im innerſten Herzen jedoch fühlte ſie es wie einen Weinkrampf heraufſteigen....

Für Sabits Hochzeit hatte Ferhende jedoch ſo viel Kraft wiedergefunden, daß ſie ganz ſo behende wie ein junges Mädchen herumlief. Wenn ſie aber durch die Menge der Gäſte ſich bewegte, hörte ſie die Leute flüſtern: „Das iſt die Dady des Bräutigams, das iſt Sabit Beys Dady." Am Abend ſchloß ſie ſich dann in ihr Zimmer ein. Den Freibrief, den ſie jahrelang nicht mehr hervorgeholt und

faſt vergeſſen hatte, der alt und vergilbt geworden war, deſſen Schriftzüge faſt verwiſcht waren, ihn nahm ſie jetzt aus der Truhe, beugte ſich ſchluchzend darüber und weinte...

*

Nach dieſer Hochzeit verſtrichen wieder viele ſich mühſam dahinſchleppende Tage und Monate und fügten den Haaren Ferhendes eine neue Schicht von dem Schnee des Alters hinzu. Eines Abends aber rief das Ehepaar die Dady zu ſich hinein und nun fingen beide zu bitten und zu flehen an: „Erhöre doch Lalas Werbung. Er läßt uns keine Ruhe. Er iſt ganz unglücklich und erwartet von deinem Jawort, daß es ihm einen ruhigen Lebensabend verſchaffe.“ Dann umarmten ſie die Dienerin, küßten ihre welken Wangen und koſten ihre jetzt ganz weißen Haare.

Das künftige Glück malten ſie ihr in den ſchönſten Farben. Wie ſchön das werden würde! Sie würden ſie und ihren Mann nicht von ſich gehen laſſen. Sie ſollten bei ihnen bleiben und das Kindchen ſehen, das kommen ſollte. Die junge Frau lachte errötend und ſagte: „Nicht wahr, Ferhende wird ſeine Muhme ſein.“ Da ließ ſich Ferhende überreden, Braut zu werden.

Am Hochzeitstage ſchmückte ſie ſich auf das Bitten und Drängen der Hausgenoſſen wie eine junge Braut. Als ſie nun auf dem Ehrenſitz thronte, kam es ihr wie ein Traum vor, daß ſie nun doch Braut ſein ſollte. Aber ſie war es in der Tat. Nur die Haare hatte ſie ſich nicht gelb färben laſſen. Jetzt waren ſie ja nicht mehr ſchwarz, ſondern weiß, ganz weiß, wie ſchneeige Seide...

Wenn es ſchneit

Von Halid Sia

War er zwölf Jahre alt?

Schaute man ſein blaſſes, kleines, mageres Geſicht an, unter den von ſeinen Schläfen hängenden, glänzenden, dunkelſchwarzen Haaren, oder die unentwickelten Formen ſeiner Glieder und ſeiner ſchwachen Muskeln, oder betrachtete man ſeine zarte Geſtalt, die in zerriſſenem Hemd und zerlumpter Hoſe einem dünnen Stocke ähnelten, ſo hielt man ihn für jünger.

Betrachtete man aber ſeine Augen, die unter den gewölbten Augenbrauen mit dem Glanze einer wachen Klugheit funkelten, wie man es bei allen Straßenkindern findet, deren Naturerziehung die Schnelligkeit ihrer Gedanken vor der Zeit entwickelt, ſo hätte man denken können, daß er älter als zwölf Jahre wäre.

Straßenkind!...

Seit er anfing zu denken, konnte er ſich an kein Eigentum, die Straße ausgenommen, erinnern. Man konnte faſt ſagen, er hatte ſich auf der Straße kennen gelernt.

Alle Straßen gehören ihm; die große Stadt iſt für ihn ein ausgedehntes, aus unzähligen Vorzimmern, Sälen und Hallen zuſammengeſetztes Haus. Seine Hände in den zerriſſenen Taſchen, ſeinen quaſtenloſen, durch Regen eng gewordenen Fes auf dem Scheitel ſeines Haares, das immer ſchneidebedürftig war, ſeine zerriſſenen, immer zu

großen Schuhe an ſeinen ſtrumpfloſen Füßen, ſo eilte er vor dem Winde, zwiſchen den Zähnen pfeifend, mit den Gefühlen eines Beſitzers durch die unzähligen Vorzimmer, Säle und Hallen dieſes großen Hauſes.

Häuſer...? Bis jetzt hatte er keine genaue Kenntnis davon, was ſie ſein könnten. Dieſe Orte, in die das Schickſal ihn nie geführt hatte, waren für ihn einzelne Zimmer des großen Hauſes. Infolge ſeiner weit hergeholten, Stück für Stück geſammelten Kenntniſſe hatte er von Häuſern und Familien eine mangelhafte, ganz beſondere Meinung. Der ungeſtüme Lebensſtrom der Menſchheit, der immer weiter floß und ihn beiſeite ließ, war für ihn ein ewiges Schauſpiel. Weil die Natur dieſes jede Minute wechſelnde Schauſpiel vor ihn ſetzte, machte er ſeine Augen auf, die alles mit einem ſorgloſen und verſtändigen Blick betrachteten, und ließ ſie auf der Bühne weiden, die ſich von Edirne Kapuſſi bis Bagtſche Kapuſſi und von Galata bis Schiſchli ausdehnte.

Er hatte in Ejub angefangen.

Unter den ungeordneten Erinnerungen, die ſeinen kleinen ausgetrockneten Kopf erfüllten, ſah er ſich im Moſcheehof, auf den Friedhöfen, zwiſchen den Gräbern rennen, oder ſah ſich vor den Garküchen, den Kebabdſchi und Kajmakdſchi die Leute, die drin ſaßen, betrachten. Unerwartet ſpürte er eines Tages aus der Reihe der Särge, denen er nach dem Friedhof, mit deſſen Ecken und Winkeln er befreundet war, folgte, einen ſtechenden, peinigenden Geruch in ſeine Seele ſteigen. Er faßte den Entſchluß, von

hier wegzugehen, seinen Lebenskreis noch etwas zu vergrößern ...

Hatte er Mutter und Vater? Er glaubte es gar nicht. Er war ein Wesen, das zwischen zwei Steinen des Pflasters zufällig geboren worden war. In Ejub nannten ihn alle Leute, wer weiß weshalb: Sermet Bey.

Für den adligen Beinamen, den man immer hinzusetzte, hatte er eine besondere Vorliebe. Manchmal, wenn man, um ihn zu ärgern, ihn nur Sermet rief, tat er, als ob er nichts gehört hätte, und fing an zu pfeifen. Indem er das einzige Trostlied des Einsamen blies, mit seinen zerrissenen, immer zu großen Schuhen nach einem Militärmarsche über das Pflaster schlürfte, ging er fort.

Als er sich entschlossen hatte, Ejub zu verlassen, nahm er Abschied von allen seinen Freunden. Er hing sein Bündel, ein rotes Taschentuch, an die Spitze eines schön geschnittenen Nußbaumzweiges und sagte: „Ich gehe!" Und den Leuten, die ihn fragten, wohin er gehe, zeigte er mit den Händen in die Ferne und setzte hinzu: „Nach Stambul!"...

Den Weg kannte er ganz gut. Viele Male, wenn man zum „Steinkrieg" auszog, war er auf den Höhen von Ejub gewandert, und die Neugierde hatte ihn und einige seiner Freunde manchmal bis an die Mauern, die die Grenze der Stadt bilden, gebracht.

Mit seinem Bündel, das vor Freude über die Reise an der Spitze des Nußbaumzweiges fröhlich baumelte, und mit seinen zerrissenen, immer zu großen Schuhen betrat „Sermet Bey" Stambul.

Und allmählich besuchte er alle Orte dieser Halbinsel „im Kreise".

Nacheinander errichtete er seine Zelte in den Stadtvierteln Fatih, Saratsch-hane-baschi, Ak-Seraj, Schechsade-baschi, Sultan Bajasid und Hodscha Pascha. In einer Sommernacht sah er den Menschenhaufen vor Emin-Eunu, dann die Menge des Morgens und zuletzt das Getümmel der Brücke am Tage. Er wurde von dem geräuschvollen Leben wie berauscht. „Ah!" sagte er, „jetzt habe ich meinen Platz gefunden!"

Hier erwarb er sich Freunde. Seine Beziehungen zu allen Schuhputzern, Streichholzverkäufern, Zeitungsjungen und Gepäckträgern, die mit klatschenden Ohrfeigen anfingen, wurden nach und nach freundschaftlich. Seine lauernden Augen, seine Züge, die sich unter dem Einflusse eines immer tätigen Gehirns fortwährend bewegten, hatten für alle Leute, die ihn kannten, einen unwiderstehlichen Reiz.

Nachdem er sich entschieden hatte, hier zu leben, bat er eine halbe Stunde einen Krämer, sein seit Jahren unverändertes Taschentuchbündel in Verwahrung zu nehmen. Er tat es in ein leeres Petroleumgefäß und stellte seinen Nußbaumzweig, den er als Erinnerung aus Ejub mitgenommen und behalten hatte, sorgfältig in eine Ecke.

Wenn er seinen Aufenthaltsort änderte, so war seine größte Sorge, einen Platz für sein Bündel und seinen Stock zu finden. Für sich selbst hatte er immer einen Platz. Im Sommer schlief er unter einem Torwege oder in einem ausgespannten Wagen. Im Winter — den hatte er gar

nicht gerne — bat er die Händler, die er kannte, um ein Obdach. Die Läden, die er am liebſten hatte, waren die Krämerläden. Er fand dort leere Zuckerſäcke und außerdem den Geruch aller dieſer Dinge, die er gerne hatte und nicht haben konnte — Oliven, Käſe, Speck, trockene Fiſche —, und der Duft dieſer Herrlichkeiten erregte ſeinen Magen mit einem beſchwerlichen und doch angenehmen Appetit. Die Ladenbeſitzer, die anfingen, ihn gerne zu haben, brachten ein kleines Kapital zuſammen und kauften ihm eine ſchöne Schuhputzerkiſte und Bürſten: leider gefiel ihm die Wichſerei nicht. Eines Tages, als er, ſeinen Kopf auf ſeine Kiſte geſtützt, ſchlief, ſtahl ihm ein kluger Räuber ſeine Bürſten. Dies war ihm ein willkommener Vorwand, dieſes Geſchäft aufzugeben. Nachher kaufte man ihm Wachsſtreichhölzer. Seine Waren in einem kleinen Korbe, ſchrie er ſie eine kurze Zeitlang — etwa eine Woche — auf der Brücke aus:

„Ikissi on Para!“ „Zwei für zehn Para!“...

Aber dieſe neue Beſchäftigung hinderte ihn daran, die Stücke zu pfeifen, die er von den vorbeigehenden Militärkapellen hörte. Eines Tages, als er mit einem Konkurrenten zankte, wurde ſein Korb geplündert. Da gab er auch dieſes Geſchäft auf.

Es gab nur eine einzige Sache in der ganzen Welt, wozu er Luſt hatte: Pakete und kleine Sachen von jeder und jedem zu tragen.

„Götürelimmi, Effendim?“ „Tragen wir's, mein Herr?“

Es war unmöglich, ihn fortzuſchicken. Er lächelte ſo lieb und hatte ſolch eine nette Art zu bitten. Seine Stimme

zog jeden an. Seine ſchwarzen Augen unter ſeinem enger gewordenen Fes lächelten mit einem ſo flehenden Blicke, daß man ihm die Antwort „Ja!“ nicht verweigern konnte. —

„Tragen wir's, mein Herr?“

Was hatte er nicht getragen? Was hatten ſeine ſchwachen Arme nicht geſchleppt?... Kleine und große Pakete, deren Inhalt ihm unbekannt war. Er hatte ſogar ein Schulkind zum Kunden.

Jeden Morgen ging er an das Skutariſchiff, nahm die Speiſetrage des Beys und trug ſie bis an die Tramway, und nachmittags, wenn der kleine Bey von der Tramway ſtieg, trug er ſie zum Schiffe zurück.

Allmählich hatten ſie ſich angefreundet. Er hatte ihm auch ſeinen Namen geſagt. Gleich am erſten Tage richtete er ſeinen ſchwachen Körper auf ſeinen dünnen Beinen auf und ſagte: „Mein Bey, laſſen Sie mich immer alles für Sie tragen. Wenn Sie mich nachmittags nicht ſehen, rufen Sie nur nach Sermet Bey! Tragen wir's, mein Herr!“

Ja, wohin war er nicht gegangen? Welches Viertel dieſer großen Stadt hatte er nicht beſucht? Es war kein Winkel in Stambul, wohin er nicht ein Paket gebracht hatte. Er fuhr ſogar einige Mal in Begleitung ſeines Herrn mit der Tunnelbahn und ging bis Tarim und Schiſchli.

Manchmal hatte man ſein lauerndes Geſicht in Verdacht und ließ ihn vor ſich gehen. Dann ſchämte er ſich und ließ ſeine zerriſſenen Schuhe im Kot. Wenn er zurückblieb,

machte es ihm Spaß, den Herrn zu betrachten. Seine Hände und Arme voll Pakete, vor Anstrengung schwankend, ging er pfeifend — so leise, daß er nicht gehört wurde — hinter Tausenden dicken und dünnen, jungen und alten Männern. Über diese Arbeit beklagte er sich nicht. Im Gegenteil, mit der Paketträgerei — das Wort Hamal*) brauchte er nicht — war er ganz und gar zufrieden.

In der ersten Kälte des Winters, als er bei einem regnerischen Wetter von einem Gange zurückkam, wurde ihm der Kopf schwindelig und ein Nebel zog um seine Augen. Der Regen drang durch seinen Anzug, der aus einem dünnen Leinenhemde und einer abgenützten Flanellweste bestand. Er wurde durchweicht. Am ganzen Leibe zitternd, ging er zu dem Krämer, bei dem er seit dem Anfang des Winters übernachtete, und sagte: „Ich bin naß geworden!" Der Mann gab ihm Erlaubnis, zu bleiben. Er nahm die leeren Zuckersäcke fort und stieg in den Dachstuhl. Es gelang ihm nicht, sich zu erwärmen. Als er fröstelnd einschlief, fühlte er zum erstenmal in seinem Leben, wie weh die Kälte tat...

Wochenlang ließ er sich auf der Brücke nicht sehen. Hier in dem Dachraume eines Krämerladens bei dem beißenden Geruch der Seifesäcke und dem Dunste der Petroleumkisten kauerte er sich unter vier Zuckersäcken. Unter den Tausenden von Menschen, deren Lärm an sein fieberndes Ohr drang, fühlte er sich einsam, ganz einsam. Außer den Knechten, die ihn alle zwei oder drei Tage

*) Lastträger.

fragten: „Willst du noch nicht aufstehen?“ sah er kein mitleidiges Gesicht und hörte kein tröstendes Wort. Manchmal im Fieber glühend, manchmal vor Frost klappernd, so lag er wochenlang...

Er fing an, den Winter zu hassen. Zuweilen fühlte er den Wunsch, still und tot zu sein, wie diejenigen, deren Särgen er einst in Ejub gefolgt war.

Als er genas, fand er sich so schwach, daß er eines Tages den Herrn, dessen Paket er nach Dschigal-Oglu zu tragen hatte, nicht begleiten konnte. Er mußte sich auf der Auffahrt zur Bab Ali ausruhen. Weinend sagte er: „Mein Herr, ich kann es nicht weiter tragen...“

Jetzt gab er der Faulheit den Vorzug. Um so wenig wie möglich zu gehen und sich so wenig wie möglich zu ermüden, wurde das schmerzliche Gesuch: „Tragen wir's, mein Herr?“ in seinem Munde zu einem undeutlichen Murmeln.

Er lief denjenigen, die ein Paket zu tragen hatten, nicht mehr entgegen. Er suchte die Arbeit nicht mehr. Er trennte sich kaum von der Türe eines großen Konfektionsgeschäfts. Er vergnügte sich damit, die Pakete einer oder zweier Kunden zu tragen, die gerade vorbeikamen, und morgens und abends die Speisetrage des Beys, der zur Schule ging. Vor dem Laden an der von ihm bevorzugten Seite stand eine kraushaarige, backenbärtige, stolzäugige Puppe. Sie trug einen Mantel mit breitem, schwarzem Schafpelzkragen und stand so, als ob sie sein nacktes, fröstelndes Selbst auslachte.

Trotz des Neides ſchloß er Freundſchaft mit ihr. Jeden Morgen, wenn er ausging, wartete er auf die Puppe, die von den Dienern herausgebracht wurde. Wenn ſie vor das Schaufenſter getragen, mit einem Bindfaden von hinten feſtgebunden war, näherte er ſich und ſtreichelte den Pelzkragen mit ſeinen froſtbeuligen Händen, und mit ſeiner ſchwachen, tonloſen Stimme murmelte er ihr ins Ohr: „Bonsur Musu! — Bonsur Musu!“*)...

Dann ſetzte er ſich an ihre Seite unter die Schöße ihres Mantels. Ah! wer weiß, wie der wärmt? dachte er, und ſich an der eingebildeten Hitze des blauen Pelzkaſchmirs erwärmend, wartete er.

Ach! wenn er auch einen Pelzmantel hätte, um ſeine Schultern zu bedecken!

Einen Mantel, einen Pelzmantel zu beſitzen, das war ſeit ſeiner Krankheit zu einer fixen Idee geworden. Eines Tages fragte er den Hamal des Ladens nach dem Preiſe dieſes Mantels.

„Ah! Sermet Bey! ſehnſt du dich nach dem Mantel?“ ſagte der Mann und ſetzte blöde lachend hinzu:

„Fünf Pfund!“

„Fünf Pfund?... Wieviel Geld ſind fünf Pfund?“

Das konnte er nicht begreifen. Aber von dieſem Tage ab gab er die Hoffnung, einmal einen Pelzmantel zu beſitzen, auf.

„Es wäre beſſer, wenn ich nicht gefragt hätte!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Aber da das Ideal ſeines Lebens

*) Bonjour Monsieur.

ein Pelzmantel war, ſah er ſeine Hoffnung erneuert, wenn er die ſtolzen Augen der backenbärtigen Puppe und ihre Haltung ſah, welche ihm zu ſagen ſchien: „Schau doch meinen Mantel an!“...

Dann hockte er ſich nieder unter den Mantel. Er blieb ſo nahe, daß der Stoff ihm das Geſicht ſtreicheln konnte, und zählte die Pelzmäntel, die vor ſeinen Augen vorbeigingen.

Als er eines Tages aufwachte, ſah er, daß es in großen Flocken ſchneite.

Zitternd kam er unter den Röcken hervor.

Als er auf die Straße ging, war alles weiß. Die Flocken, die fröhlich tanzend herabfielen, ſahen kleinen, weißen, in der Luft lebendig gewordenen Vögelchen gleich, die, ihre Flügel bewegend, unaufhörlich auf den Rücken der auf der Brücke wartenden Kutſchen und Pferde und auf den Regenſchirmen der Vorübergehenden tanzten.

Indem er ſeine vor Kälte ganz rot gewordenen Hände mit dem Atem zu erwärmen verſuchte, näherte er ſich ſeinem täglichen Freunde und ſagte mit ſeiner zitternden Stimme: „Bonsur Musu! — Bonsur Musu!“ —

Heute aber haßte er den Freund, der ihm durch einen beleidigenden Blick, der klarer und offener als der gewöhnliche mokante Ausdruck der ſtolzen Augen war, zu ſagen ſchien: „Schau doch meinen Mantel an!“

Heute ſtreichelte er den Pelzkragen des Mantels mit ſeinen roten, froſtbeuligen, vor Kälte angeſchwollenen Händen nicht; er empfand ein elendes Unglück in ſeinem

Herzen. Mehr als je zuvor ſagte er ſich: „Ach! wenn ich einen Mantel, einen Pelzmantel hätte!“

In der Angſt, ſich verſpätet zu haben, ging er weiter, betrat die Brücke. Die Flanellweſte, die er auf ſeinem zerriſſenen Hemde trug, gab ſeinen Hals und Nacken den brennenden Küſſen des Schnees preis. Die Schneeflocken, die vor ſeinen Augen wie weiße Blumen in der Luft wirbelten, fielen von ſeinen Haarſpitzen auf ſeinen Hals und Nacken, ſein ganzer Leib zitterte vor Kälte.

Durch die Leute, die waſſerdichte Mäntel und Regenſchirme trugen, ging er mit ſeiner Blöße bis zu dem Platze, wo die Skutariſchiffe anlegten, und wartete auf ſeinen Kunden, das Schulkind.

Als der Junge vom Schiffe trat und Sermet ſeine Speiſetrage reichte, ſchaute er ſein vor Kälte rot gewordenes Geſicht und ſeinen halbnackten, ſchwachen Leib an.

„Sermet Bey!“ ſagte er, „du wirſt wieder erkranken, zieh dich doch wärmer an!“ Er konnte die Worte: „Was ſoll ich anziehen?“ nicht hervorbringen. „Ich werde es tun, mein Bey,“ erwiderte er. Aber das Kind hatte ſchon die ganze ſchmerzliche Wahrheit dieſes Unglücks verſtanden. Aus Scham über die Worte, die einen Moment vorher unvorſichtig ſeinem Munde entſchlüpft, wurde er rot bis über die Ohren.

Es ſchneite immer weiter. Die großen Flocken bildeten auf den Dächern und Straßen ein Bett von unbarmherziger Kälte. Den Tag des Schneefalls brachte er in der Nähe des Pelzmantels zu. Die Füße gegen das Pflaſter ſchla-

gend, seine Hände mit dem Atem erwärmend, tat er nichts, als die Pelzmäntel, die sich unter der unaufhörlich vorbeigehenden Menschenflut befanden, zu zählen.

Am nächsten Morgen fror er noch mehr. Gestern hatte er die Kälte ertragen; um nicht weinend hinzufallen, hatte er Widerstand geleistet; aber heute fühlte er, daß seine ganze Widerstandskraft ihn verlassen würde. Er erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, sich an der eingebildeten Hitze des Pelzmantels zu erwärmen. Bis er die Brücke betrat, hatte er tausendmal den Wunsch gefühlt, umzukehren. Er glaubte, seine Finger würden entzwei brechen und seine schmerzenden Beine sich von seinem Leibe trennen.

Heute hatte das Schulkind außer der Speisetrage ein großes, in Zeitungspapier eingewickeltes Paket in der Hand. Nach der Speisetrage reichte es dem Jungen das Paket und sagte:

„Sermet Bey, das habe ich für dich mitgebracht."

Nun klopfte sein Herz, er fühlte mit der Hand, um zu wissen, was darin war; er schämte sich, zu fragen. Bis er die Speisetrage zur Tramway gebracht hatte, war er außer sich. Er lief mit der Neugierde: Was kann doch darin sein?

Einmal frei, das Paket gegen die Brust drückend, als ob man es wegnehmen wollte, rannte er unter den Schneeflocken, die auf seinen Kopf fielen, bis an den Krämerladen. Das Paket, dies ungewöhnliche Vermögen, wollte er vor allen Blicken von fremden Augen bewahren.

Er stieg oben in den Dachstuhl, setzte sich auf sein Bett,

auf die Zuckerſäcke und fing an den Faden aufzubinden. Das Paket war in mehreren Zeitungen eingewickelt: vor Ungeduld zerriß er ſie, nahm den Gegenſtand heraus und hielt ihn in der Hand.

Er war ſo erſtaunt, konnte ſeinen Augen nicht trauen. Was er aus den Zeitungen herausnahm und in der Hand hielt, war ein Mantel — ein Pelzmantel. Die Taſchenecken waren zerriſſen, die Härchen des Pelzkragens zum Teil ausgefallen: ein verblichener, abgenutzter Mantel! Trotzdem aber war es ein Pelzmantel!!

Um nicht vor Freude zu ſchreien, hielt er ſeinen Mund mit den Händen zu. Sorgfältig breitete er den Mantel auf den Säcken aus und ſtellte ſich davor, ſeinen Mund in einem Atemzuge voll Erſtaunen und Glück weit geöffnet, ſeine Augen träumeriſch ſtarr. Lange, lange bewunderte er das Ding, das er ſich ſeit langer Zeit hoffnungslos gewünſcht hatte.

Plötzlich ging ein Gedanke durch ſeinen Kopf. Er ordnete ſein Hemd und ſeine Weſte. Seinem Mantel zur Ehre wollte er heute den Herrn ſpielen. Es dünkte ihm, als ob das Ding, das vor ſeinen Augen dalag, nur ein Traumbild ſei, das verſchwinden würde, wenn man es zu berühren verſuchte. Kleinmütig ſtreckte er die Hand aus, nahm den Mantel, zog ihn an. Der Rockſchoß, die Arme waren zu kurz, und über die Bruſt war's zu eng; doch das ſtörte ſeine Freude nicht. Er ſchrie voll Fröhlichkeit: „Wie ſchön! — Wie ſchön!"

Er verknüpfte die vorderen Schnüre, brachte ſein Bein-

kleid in Ordnung, kämmte sein Haar mit den Fingern, eilte dann blitzschnell die Treppe herunter und ging vor den verdutzten Blicken der Diener vorbei bis zum „Kalubdschi“*), dem er, zugleich mit seinem quastenlosen Fes, ein Zehnparastück reichte und sagte: „Laß das bügeln.“ Dann lief er zur Putzkiste eines seiner Freunde, gab ihm auch ein Zehnparastück und setzte seinen zerlumpten Schuh auf die Kiste. Der Kalubdschi und der Schuhputzer fragten ihn:

„Sermet Bey, woher hast du diese Pracht?“ Er antwortete beiden nicht; jetzt hatte er keine Zeit dazu. Er hatte zu tun.

Mit einem letzten selbstgefälligen Blick beschaute er sich in dem Spiegel des Kalubdschi. „Alles in Ordnung!“ sagte er dann, seine neu geputzten, zerlumpten Schuhe im Kot schleppend, seine Hände in den Taschen des Mantels, ohne sich um die Schneeflocken, die auf seinen Fes fielen, zu kümmern, ging er, ernsthaft, ohne seine hochmütige Haltung zu ändern, bis zu dem Konfektionsgeschäft. Er näherte sich der stolzäugigen, backenbärtigen Puppe, die einen Pelzmantel trug, und mit einem Blicke voll Stolz und Ernst gab er die Verachtung zurück, die seit langer Zeit jeden Morgen aus ihrem spöttischen Blicke floß, und sagte: „Bonsur Musu! — Bonsur Musu!“ Und dann, die halb ausgefallenen Härchen seines Pelzkragens zärtlich liebkosend, setzte er hinzu: „Schau meinen Pelzmantel an!“

*) Aufbügler.

Alis Wagen

Von Halid Sia

Endlich hatte ſie ihren Sohn Ali wieder bei ſich, den ſie ſeit fünf Jahren nicht geſehen hatte. Als wäre er ein anderer Menſch geworden, ſo kam er ihr vor. In ihrer Erinnerung ſtand er als Siebenjähriger vor ihr, und jetzt war er ſo verändert, daß die Mutter den Jungen ſtaunend betrachtete.

Und Ali erzählte ſeine Erlebniſſe. Wenn er von den Ländern ſprach, die er durchquert hatte, ſpannte er ſeine Arme aus, um der alten Frau, welcher ihr Dorf die Welt war, einen Begriff von der Ausdehnung jener Gebiete zu geben. Dann erzählte er ihr von den Militärtransporten und von den Kämpfen. Die alte Mutter verſtand nichts davon, aber ſie hörte zu und war zufrieden, ſeine Stimme zu hören. Und wenn Ali einmal ſeine Erzählung unterbrach, ſei es um ſich eine Zigarette zu drehen oder einen Blick auf die Wieſen zu werfen und ſich im Zimmer umzuſchauen, wo er mit ſeinem Vater glückliche Tage verlebt hatte, ſprach die alte Mutter: „Ali, erzähle weiter.“

Aber auch er hatte mancherlei zu fragen: „Mutter,“ ſagte er, „erzähle du auch etwas, erzähle von meinem Vater.“

Da wurde es plötzlich ſtill um die beiden Menſchen. Die Alte verbiß einen Schmerz in ihrer Seele und hielt die Tränen zurück. Der Junge ſenkte den Kopf.

Und die Mutter erzählte leiſe, wie der Vater beim Pflügen geſtürzt war, wie die Söhne des Nachbarn ihn heimgetragen hatten und wie der Sterbende in ſeinen letzten Augenblicken ſeines Sohnes gedacht hatte, nach dem er ſich in Sehnſucht verzehrt hatte.

Ach, welche Sehnſucht ſie nach dem Kinde gehabt hatten!

Und Ali erzählte dann wieder ſeinerſeits. Fünf Stunden lang ſprach er von ſeinen Erlebniſſen. Und als er damit zu Ende war, wollte er die Mutter noch etwas fragen, fand aber nicht den Mut dazu. Warum dachte die Mutter nicht ſelbſt daran? Warum erzählte ſie nicht ungefragt? Aber die Alte hatte den Blick des Sohnes verſtanden und ſprach lächelnd: „Emine.“

Da ſenkte er ſeinen Blick zu Boden, wie ein verſchämtes Kind. Dieſe kindliche Verlegenheit brachte die beiden einander ſo nahe, daß die Mutter aufſtand und Ali in ihre Arme ſchloß.

„Ja, Mutter,“ ſagte er, „wie ſteht es mit Emine?“

Da erzählte die Alte von einem Brief, den Emine vor drei Monaten geſchrieben hatte.

Emine war eine arme Waiſe. Sie waren zuſammen erzogen worden, und als Ali fünfzehn und Emine zwölf Jahre alt war, hatten die Eltern immer geſagt, ſie gehöre ihm. Er liebte das Mädchen und Emine, die wußte, daß ſie ihm verſprochen war, hing an Ali.

Ali ſchämte ſich vor ſeiner Mutter: „Das heißt, Emine iſt geſund, weiß ſie, daß ich gekommen bin?“ Die Mutter

verneinte die Frage. Man hatte dem Mädchen nichts von seiner Ankunft mitgeteilt.

Da wurde es wieder still zwischen den beiden. Die Mutter streichelte die Haare ihres Sohnes, der seinen Kopf auf den Schoß der alten Frau legte. Er dachte an vergangene Zeiten, wie er und Emine da draußen auf diesen Feldern gespielt hatten.

Ali war nicht militärpflichtig gewesen und damals freiwillig in das Heer eingetreten. Emines Augen verrieten bei dieser Nachricht Freudenzeichen versteckter Gedanken, und als Ali sie fragte: „Emine, in dir geht etwas vor, was ich nicht verstehen kann. Was fehlt dir?" sprach sie nichts und lief weg. Einmal hatte es den Anschein, als wollte Emine etwas sagen; sie fand jedoch nicht den Mut dazu. Schließlich aber erklärte sie, daß auch sie wegreisen werde.

„Wohin willst du reisen?" fragte Ali. Ja, sie wollte nach Konstantinopel gehen und dort so lange als Dienstmädchen bleiben, bis Ali wieder zurückkäme. Sie konnte dabei auch etwas Geld verdienen.

Ali war damit einverstanden. Und als am darauffolgenden Morgen die neu eingezogenen Jungmannschaften mit Trommeln und Pfeifen das Dorf verließen, ging Ali zu Emine und sagte: „In der Hauptstadt sollst du mich aber nicht vergessen."

Jenen Augenblick sah Ali jetzt wieder vor sich und wagte nochmal die Frage, ob Emine von seiner Ankunft unterrichtet sei.

Die Mutter antwortete ihm: ſchreibe ihr, daß ſie kommen ſoll. Dann könnt ihr heiraten.

Ali verſank in tiefes Nachdenken. Seine Abſichten wollte er der Mutter verbergen. Sie aber verſtand ſeine Sorgen und beſtand darauf, daß er ſich offen ausſpreche.

„Mutter, ich gehe weg, um Emine zu holen.“

Da wurde die alte Frau ganz bleich. Sie wollte ſprechen, fand aber keine Worte, ihre Augen öffneten ſich groß, und deutlich konnte man ihre Gedanken daraus leſen: Du willſt mich verlaſſen und ich ſoll in Sehnſucht nach dir ſterben wie dein Vater.

„Aber, denke dir, Mutter,“ ſagte Ali, „Emine hat jetzt Vermögen: ich aber beſitze gar nichts. Was ſchadet es denn, wenn ich auch nach Konſtantinopel gehe. Dort kann ich etwas verdienen, um mir einen Wagen zu kaufen.“ Und er malte der Alten das Bild ſeines Wagens.

Nach einer Woche reiſte Ali ab. Die Alte begleitete ihren Sohn bis zum Kreuzweg, zeigte auf einen Felſen beim Teiche und ſagte: „Hier am Teiche werde ich jeden Tag bei Sonnenuntergang auf dich warten.“

Eines Morgens wurde Emine Beſuch aus ihrem Dorfe gemeldet. Sie war an ſolche Beſuche gewöhnt: drei- bis viermal jährlich kamen Bekannte, die Nachrichten aus dem Dorfe brachten. Trotzdem kam eine Aufregung über das Mädchen. Sie ſtürzte zur Tür und überraſcht begrüßte ſie den unerwarteten Beſuch, indem ſie langſam und erſtaunt ſeinen Namen ausſprach·

„A—l—i!“

„Ja, Emine."

Sie ſtanden einander gegenüber, aber keins von beiden brachte ein Wort hervor. Emine ſah einen Mann, den ſie als fünfzehnjährigen Knaben gekannt hatte, und Ali ſah ein erwachſenes, ſchön gewordenes Mädchen vor ſich. Von oben aber hörte er eine Frauenſtimme: „Emine, wer iſt dort?" Sie antwortete: „Ali." Da ſie aber wußte, daß dieſe Antwort der Fragenden nicht genügen konnte, lief ſie hinauf, um zu erklären, daß Ali, ein Verwandter, gekommen ſei. Mehr konnte ſie nicht ſagen. Da aber im Hauſe ihre Beziehungen zu Ali bekannt waren, wußte man ſofort, um welchen Ali es ſich handelte.

Nachdem Emine wieder hinuntergekommen war, begann ein gegenſeitiges Fragen. Ali erzählte, daß er ſchon ſeit drei Tagen in der Hauptſtadt weile, daß er ſich aber auf der Reiſe erkältet habe und deshalb erſt jetzt gekommen ſei. Und als er mit ſeinen Erzählungen zu Ende war, fragte ſie: „Ali, du biſt gekommen, um mich abzuholen?"

Ali lachte, denn er erwartete dieſe Frage und ſprach ihr von ſeinen Plänen. Emine war nicht einverſtanden damit. Wozu ſollte Ali in der fremden Stadt arbeiten? Sie hatte ja Geld, um einen Wagen und zwei Pferde zu kaufen!

Aber ſie ſchämte ſich, ihm das Geld anzubieten.

Jetzt erſt fiel es Emine auf, daß Ali huſtete. Er legte jedoch keinen Wert auf dieſe Erſcheinungen und ſchickte ſich zum Fortgehen an, um in der Stadt eine Stelle zu ſuchen.

Als sie sich voneinander verabschiedeten, nahm er ihre Hand und sagte leise: „Emine.“

Es schien, als sollte sein ganzes Dasein von dieser Hand abhängen, die er auf sein Herz legte. Dann hauchte er den Namen des Mädchens nochmal über seine Lippen.

Eine Woche lang ließ sich Ali nicht blicken. Emine war in Sorge um ihn. Immer dachte sie an ihn. Sie überlegte, was sie ihm zur Hochzeit kaufen sollte, was sie im Dorfe machen würden, wie die Vorhänge sein sollten, die sie für ihr Schlafzimmer kaufen wollte. Sie hatte schon Stoffe für neue Kleider und zwanzig Pfund zusammengelegt, von denen sie einen Wagen kaufen wollte.

Eines Tages schlug der eiserne Klopfer gegen die Haustür. Emine stürzte zur Tür; es war aber nicht Ali, sondern ein Unbekannter, der sie sprechen wollte. Und er sagte ihr, Ali sei krank, sie möchte mit ihm kommen.

Ali lag in einem armseligen Gasthause. Die Fenster waren zerbrochen und das Bett bestand aus einem Strohhaufen. Ali lag wie bewußtlos da und versuchte, sich zu erheben, als er Emines Stimme hörte. Er hustete in einem fort und sah schrecklich bleich aus.

Emine kaufte Wurzeln und Heilkräuter, legte warme Ziegel in sein Bett und kochte ihm eine Suppe. Bei Sonnenuntergang bat Ali das Mädchen, heim zu gehen. Emine bestand darauf, bei ihm zu bleiben, doch Ali drängte. Was würde auch ihre Herrschaft dazu sagen, wenn sie die Nacht über hierbliebe. Da ging sie. Ihre Herrschaft machte ihr Vorwürfe darüber, warum sie keinen Arzt ge-

holt habe, und die ganze Nacht hindurch lagen die Gedanken schwer auf ihrem Gewissen: Warum habe ich keinen Arzt geholt?

Als sie am anderen Tage auf dem Wege zu Ali an einer Apotheke vorbeikam, fragte sie nach der Adresse eines Arztes.

Ali ärgerte sich über Emine. Er brauchte keinen Arzt, meinte er. Dieser stellte eine Erkältung fest. Emines zwanzig Pfund verminderten sich um eines.

Alis Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Emine brachte immer einen neuen Arzt mit, in der Hoffnung, daß einer ihr das richtige Mittel verschreiben würde. Ihr Geld schrumpfte zusammen. Ali sagte sie freilich, ihre Herrschaft habe die Ärzte geschickt.

Einer der Ärzte sagte ihr, Ali könne hier nicht gesund werden, er müsse in ein Krankenhaus oder in sein Dorf gebracht werden.

Im Krankenhaus genas Ali, aber die Blässe wich nicht von seinem Gesicht. Da nach Emines Meinung nur eine Heimreise Ali retten konnte, schlug sie ihm vor, mit ihr nach dem Dorf zu fahren. Ali wollte nichts davon wissen. Aber Emine bat und sagte: „Wenn du willst, kommen wir später wieder, aber jetzt wollen wir fort." Und sie erzählte von den Erlebnissen ihrer Kinderjahre, vom Sonnenuntergang, von den Feldern und Wiesen.

So schlug denn Ali ein.

Als sie den Dampfer verlassen hatten, wollte Ali den Wagen eines Bekannten abwarten. Mit rührender Stimme

fügte er dann hinzu: „Hätte ich einen eigenen Wagen, würden wir sofort abfahren."

Am nächsten Morgen hatte Ali Fieber, das mehrere Tage anhielt. An einem Donnerstag wollten sie reisen. Im Wagen war Ali bei bester Laune und mit Sonnenuntergang begann er zu schlafen.

Unterwegs fragte Ali: „Wirst du dich verheiraten, wenn ich jetzt sterbe?" Emine antwortete nicht, sondern legte ihm die Hand auf den Mund. Er wiederholte seine Frage nicht mehr, schloß die Augen und schlief ein.

Als sie in die Nähe des Teiches kamen, sahen sie auf einem Felsen ein altes Weib sitzen, dessen Augen auf den Weg starrten.

Alle Dorfbewohner versammelten sich im Hause Emines. Sie schluchzte und die Alte fragte nach Ali.

Endlich sagte man ihr die traurige Wahrheit. Sie weinte nicht, hörte nur zu. Dann schrie sie unter einem häßlichen Lachen: „Ihr lügt!"

Und von diesem Tage an geht die Alte wieder bei Sonnenuntergang zum Ufer des Teiches und wartet auf die Ankunft Alis mit seinem Wagen.

Im Dienste der Mahalle

Von Halid Sia

Im ganzen Stadtviertel gibt es niemanden, der nicht Scherife, die Tochter des Hodscha ‚Dogru Basmas' Salim, verlangt, der im Erdgeschosse eines kleinen Hauses

das Geſchäft eines Athars*) betrieb. In jedem Augenblick kommt jemand in den Laden mit den Worten: „Scherife Hanum ſoll zu uns kommen!“ Dogru Basmas war ſchon ſeit Scherifes Geburt daran gewöhnt. Das ewige Lied, das jeden Tag ſich einige Male wiederholte, war für ihn nichts anderes, als wenn man zu ihm ſagte: „Für zehn Para Ingwer!“ oder: „Zwei Muskatnüſſe!“

Seit achtzehn Jahren ging das nun ſchon ſo.

Den Leuten der Mahalle, des Viertels, die ihm zweifellos, ohne daß er es verdiente, den bedeutungsvollen Namen ‚Dogru Basmas‘ (Schieftreter) gegeben hatten, hatte er in ſeinem Herzen längſt verziehen, und wie er, um jeden zufrieden zu ſtellen, die zehn Para Ingwer und die zwei Muskatnüſſe ſorgfältig in ein Stück aus einem Schulheft geriſſenes Papier wickelte und es freundlich überreichte, ſo pflegte er ebenſo, wenn Scherife beſtellt wurde, mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit zu antworten: „Gut! Ich will es ihr ſagen. Sie ſoll kommen!“

Selbſt dieſe ſo weit getriebene Zuvorkommenheit und dieſer Dienſteifer hat ihn jedoch nicht vor ſeinem Beinamen ‚Dogru Basmas‘ retten können, der ihm von irgendeiner alten Frau auf Grund eines körperlichen Fehlers gegeben worden war. Sein linker Fuß war in der Tat ein wenig nach innen gebogen, und es hatte anſcheinend ſein Gebrechen bei den Leuten den Glauben hervorgerufen, daß es auch in der Seele des Hodſcha eine ſolche Verkrüppelung gäbe. So hatte ſelbſt bei einem Geſchäft, wo es ſich

*) Spezierer.

um zehn Para handelte, jedermann die Überzeugung, daß Hodſcha Salim um acht Para betrogen habe. Wenn die Diener des Stadtviertels mit ihren Einkäufen zu ihren Hanums zurückkehrten, ſo hielten ſie es für ein Gebot der Vorſicht zu ſagen: „Ich habe es bei dem ‚Schieftreter‘ gekauft. Zähle es lieber noch einmal nach!“ und alle Hanums ſagten, ohne daß ſie es für nötig hielten, wirklich nachzurechnen: „Ach, dann iſt ganz gewiß ein Betrug dabei!“

Hodſcha Salim wußte das. Obwohl nur hinter ſeinem Rücken geflüſtert wurde, kam ihm doch das Gerücht von ſeinem ſchlechten Rufe zu Ohren, und ſo oft ſich Kinder oder Frauen in ſeinem Laden zeigten, bemühte er ſich, ſeinen guten Namen wiederherzuſtellen, indem er zu beweiſen ſuchte, daß ſein Gewiſſen und ſeine Rechnung rein waren. Dann ſagte er gewöhnlich: „Hier, ſiehſt du? Da habe ich auf die Wagſchale zwölfeinhalb Dram gelegt. Wenn es fünfundzwanzig Dram wären, würde es drei Piaſter machen. Alſo macht die Hälfte ſechzig Para — verſtehſt du! Was haſt du mir nun gegeben? Iſt das nicht ein Hundertparaſtück? Alſo muß ich dir vierzig Para zurückgeben! . . . Was behalte ich jetzt: Sechzig Para. Haſt du die Rechnung begriffen? So ſollſt du alles der Hanum wieder vorrechnen.“

Um dieſe einfachen Rechnungen dem Verſtande unerfahrener Negermädchen oder dummer Lehrburſchen einzuprägen, die ihn mit offenen Mäulern anſtarrten, mühte er ſich im Schweiße ſeines Angeſichts ab. Aber trotzdem

bleibt er in alle Ewigkeit der Schieftreter Hodſcha Salim, und, wenn die Hanums im Viertel ihren Kindern Geld geben, daß ſie ſich Zucker kaufen, halten ſie für nötig, ſie zu warnen: „Wenn du bei dem Schieftreter kaufſt, ſieh dich vor, mein Kind!“

Nachdem man nun einmal darüber einig war, daß Hodſcha Salim betrog, war es bis zu der Vermutung, er ſei Beſitzer verborgener Schätze, und von dieſer Vermutung bis zur Gewißheit darüber, daß dem ſo war, nur ein kleiner Schritt.

Und dieſen Schritt taten alle Leute in der Mahalle mit einer ſeltenen Übereinſtimmung, als hätten ſie ſich, vom Geſellen des Wollſchlägers an bis zu Kiaſchif Effendi, dem Eigentümer des großen gelben Konaks, dem angeſehenen früheren Regierungsſekretär, dahin verabredet.

Für alle Leute war Dogru Basmas ein Mann von mindeſtens fünfhundert türkiſchen Pfund.

„Der geizige Kerl!“ ſo ging das Lied in der Mahalle tagaus, tagein, „er kauft ſeiner Tochter nicht einmal ein paar kattunene Hausröcke!“

Als Scherife noch gar nicht auf die Welt gekommen war, hatten die Leute das Lied des Mitleids mit dem ſtets gleichen Kehrreim geſungen, wenn ſie die Mutter des Kindes in alten, zuſammengeflickten Kleidern gehen ſahen. Als dann ſpäter Scherife, die von der ganzen Mahalle noch viel mehr als die Mutter bedauert werden ſollte, geboren wurde, wechſelten die Leute nur den Gegenſtand ihres Mitleides. Man ließ ſich von dem Mündchen des

Kindes rühren, das so niedlich und rund wie ein Ring war. „Armes Ding!“ sagte man, „ihr Vater hat es für überflüssig gehalten, ein goldenes Amulett um ihr Hälschen zu hängen . . .“

Es war wirklich ein seltsames Geschick, das dem Kinde bevorstand.

Scherife lag noch in den Windeln, da fing man schon an, sie holen zu lassen. Wenn eine stillende Mutter zum Beispiel ihr Kind zu Hause lassen und einen Besuch oder Spaziergang machen wollte, ließ man sogleich im Laden des Athars sagen, die Mutter Scherifes möchte doch nach dem Kinde schauen und es pflegen, bis seine Mutter zurückkomme. Dann stopfte man die kleine Scherife mit Brei oder mit Zwieback voll und sie mußte zusehen, wie man ein fremdes Kind in den Schoß ihrer eigenen Mutter legte.

Später als Scherife heranwuchs, gewann sie noch eine ganz andere Bedeutung und einen viel höheren Wert für die Mahalle. Jetzt wurde sie zum Spielzeug des ganzen Viertels. Um Kinder zu unterhalten, die sich langweilten, ließ man einfach Scherife kommen. Man schickte jemanden mit der Bestellung in den Laden: „Scherife wird dort oder dort verlangt. Sie soll mit der kleinen Hanum spielen.“ Wenn es im Viertel ein Kind gab, das krank war, und für einige Zeit das Zimmer zu hüten hatte, so ließ eine von den Nachbarinnen, welche der Mutter des Kindes gefällig sein wollte, die kleine Scherife kommen. „Sei nicht traurig, mein Kind,“ hieß es dann, „du wirst nicht

allein bleiben, Scherife wird kommen. Sie wird dich unterhalten!" Darum wurde das Töchterchen des Athars zu einem wahren Kleinod für die Mütter im Viertel, ein Kleinod, um das man ſich förmlich ſtritt und auf das man ſtolz war, wenn man es erobert hatte. Aber wenn man ſich dann getrieben fühlte, die Kleine für ihre Dienſte zu belohnen, ſtand immer ein Gedanke im Wege: „Was tut denn ihr Vater? So viel Geld hat er zuſammengerafft, aber an das Kind denkt er nicht. Da muß man ihn nicht noch in ſeiner Gleichgültigkeit beſtärken!"

Ab und zu ſchenkte man dem Kinde ein Paar Halbſtiefelchen, die ſchon an den Spitzen durchlöchert waren, Entaris (Hausröcke), die ſchon ſo oft gewaſchen worden waren, daß ſie gar keine Farbe mehr hatten, Spielſachen, die zerbrochen waren und die man ſchon in die Rumpelkammer geworfen hatte. Das waren alles Dinge, die man gern los ſein wollte. Aber, ſelbſt wenn man ihr dieſen Plunder überreichte, begleitete man die Gabe mit der ſtets wiederkehrenden Bemerkung: „Sage deinem Vater, von dem Gelde, das er zuſammengeſcharrt hat, ſoll er dir auch etwas kaufen!" und um den Eindruck, den dieſe Geſchenke auf die Beſchenkte gemacht hatten, recht auszunützen, fügte man hinzu: „Scherife, nicht wahr? Morgen kommſt du wieder zu uns! Schau, unſer Kind langweilt ſich, wenn es allein iſt."

Und Scherife machte ſich nichts aus den Schlägen, die ſie von den ungezogenen Kindern, die ſie hatte bei guter Laune erhalten ſollen, bekommen hatte und ging am näch-

ſten Tage wieder hin. Um ſich von der Dankespflicht für das Geſchenk eines alten Strumpfes zu befreien, ertrug ſie ſtill die Bosheit und den herzloſen Mutwillen der reichen Kinder . . .

Sie wuchs heran mit der ſtillen Entſagung eines Geſchöpfes, das ſeit ſeiner Geburt dazu beſtimmt iſt, ſich für andere zu opfern. Täglich ging ſie dorthin, wohin man ſie beſtellte. Wenn man ihre Anweſenheit wünſchte, ſo erſchien ſie mit der Demut eines unglücklichen Weſens, von dem man Beſitz ergreift. Stumm verbeugte ſie ſich, als wollte ſie ſagen: „Hier bin ich! Nehmt mich hin!“ Weder Vater, noch Mutter hatten dagegen etwas einzuwenden. Sie fühlten einfach nicht, was für eine erniedrigende Aufgabe ihrem Kinde in der Mahalle zugefallen war. Im Gegenteil, ihr Herz ſchwoll von törichtem Stolze, wenn ſie ſich vorredeten, ihre Scherife ſpiele ja mit den Kindern guter Familien, die ganze Mahalle habe Scherife gern . . .

Eines Tages aber geſchah etwas, wodurch der Leibeigenſchaft Scherifes faſt ein Ende bereitet worden wäre. Leute kamen und brachten das Kind, das ſie am Arme gepackt hielten, und das weinte und ſchrie. „Aman, aman! O jeh, o jeh,“ ſagte man, „was für ein ungezogenes Kind iſt ſie! Nichts hat ſie ungetan gelaſſen!“ Scherifes Geſicht und Augen waren zerkratzt und verweint. Als es ſeinen Vater ſah, brachte das Kind in höchſter Aufregung und unter krampfhaftem Weinen hervor: „Babam, mein Vater! Schadie Hanum hat mir eine Katze

ins Geſicht geworfen, und ich habe Angſt gekriegt und geweint. Ihre Mutter hat mich geſchlagen — und dann haben ſie mich aus dem Hauſe gejagt. Ich gehe nicht wieder in das rote Haus!" Sie zeigte hinüber zu dem rotangeſtrichenen Hauſe, wo Schadie Hanum wohnte . . .

Hodſcha Salim ſagte kein Wort. Am nächſten Morgen nahm er das Kind mit in ſeinen Laden und zum erſten Male gab er dem Diener, der gekommen war, um Scherife zu holen, die Antwort: „Scherife wird nirgends mehr hingehen. Jetzt ſoll ſie Schreiben und Leſen lernen. Sie ſoll im Laden bleiben." Und Hodſcha Salim fing an, ſein Kind im Abc zu unterrichten.

Jeden Morgen nun konnten die, welche vor dem Laden vorübergingen, ihn auf dem Diwan ſitzen und ihm gegenüber Scherife auf den Boden kauern ſehen. In ſeinen Händen hielt er das Abcbuch und unter den grinſenden Blicken der im Schaufenſter hängenden Karagös und Hadſchiwats ſah man ihn und das Mädchen die Köpfe zuſammenſtecken. Das dauerte ſtundenlang mit Unterbrechungen, die durch die Beſuche der Kunden veranlaßt wurden, die bald eine Pfeife oder Zucker oder zwei Blätter Papier verlangten. Es ſah ganz ſo aus, als hätte Salim Hodſcha beſchloſſen, ſein Töchterchen nicht mehr von ſeiner Seite zu laſſen.

Zwei ganze Monate lang blieben die Kinder der Reichen in der Mahalle Scherifes, ihres lebendigen Spielzeuges, beraubt. Aber das ging gerade nur zwei Monate lang.

Eines Tages kam Mükerrem Effendi, einer von den

reichen Leuten des Viertels, ein angesehener „Jaglikdschi“ (Wollwarenhändler) in den Laden. Er war der Vater eben jener Schadie, die zu Hodscha Salims letzten Entschlusse Veranlassung gegeben hatte. Seinen Besuch hielt der Dogru Basmas für eine außerordentliche Ehre. Er wußte gar nicht, wie er ihn empfangen, und was für einen Ehrensitz er dem Gast anbieten sollte.

Nachdem Mükkerem Effendi einige Zeitlang von allem Möglichen und Unmöglichen gesprochen hatte, kam er mit dem eigentlichen Zwecke seines Besuches heraus. Scherife, so sagte er, hätte schon mit Lernen angefangen. Für ihr Alter wäre das sehr viel. Allah möge seinen Segen dazu geben. Er hätte auch daran gedacht, seine Schadie in die Schule zu senden. Aber bis jetzt habe er noch nicht gewagt, diese Absicht auszuführen. Darum wollte er jetzt fragen, ob er sie des Morgens hierher senden könne, damit sie zusammen mit Scherife lerne. Als Entschädigung für ihre Mühe werde er für sie einen Dienst in seinem Hause finden und dazu ihr noch jeden Monat einen Medschidie schenken.

Vom nächsten Tage ab sahen die Leute, die an Hodscha Salims Laden vorübergingen, zum ersten Male zwei Kinder. Am Tage darauf steckte aber der Hodscha, der in der Koranschule des Viertels unterrichtete, seinen Kopf durch die Tür des Ladens und er rief ironisch: „Aferin! Bravo, Salim Hodscha! Mit der Zeit wirst du noch aus einem Athar ein Schulmeister. Aber, lieber Freund, bei der Schulmeisterei darfst du nicht schief treten!“

Salim konnte auf dieſe unanfechtbare Kritik nicht antworten.

Jedoch die Worte des Imam lagen ihm im Magen und wurmten ihn. Darum beeilte er ſich an dem Tage, ſeine Lektion ſo bald wie möglich zu ſchließen. „Haidi! Töchterchen!“ rief er. „geh nun mit der Schadie und ſpielt!“ Die Warnung, die er erhalten hatte, ging ihm ſehr nahe. Er ſah ein, daß er zur Schulmeiſterei eigentlich doch keine Gabe hatte.

Schließlich ließ ihm ſein Gewiſſen keine Ruhe. Er ſprach des Abends in dem roten Hauſe vor und entſchuldigte ſich bei Mükkerem Effendi, daß er den Unterricht nicht wieder fortſetzen könne. Der Vater Schadies machte ihm einen anderen Vorſchlag. Er bat ihn um die Erlaubnis, Scherife zuſammen mit Schadie in die Schule zu ſenden. Die Mädchen könnten des Morgens zuſammen gehen und des Abends zurückkehren. Hodſcha Salim nahm den Vorſchlag an, und Scherife wurde zuſammen mit Schadie in die Schule gegeben. Des Morgens verließ ſie das väterliche Haus und eilte ſpornſtreichs zu dem roten Hauſe, wo ſie oft Schadie aus dem Schlafe zu wecken hatte. Sie führte ſie dann mit dem Ernſt und der Würde eines kleinen „Lala“ in die Schule. Bald darauf wurde ihr die Stelle einer „Kalfa“ bei ihrer kleinen Kameradin förmlich übertragen.

Kaum hatte ſich aber das Gerücht von den Kalfadienſten Scherifes in der Mahalle verbreitet, als alle Hanums, vom Neide angeſteckt, an den Hodſcha der Schule Bot-

ſchaft ſandten und ihm ſagen ließen, er ſolle Scherife auch bei ihren Kindern Kalfadienſte leiſten laſſen. Infolgedeſſen wuchs Scherifes Anſehen. An die Schadie ſchloſſen ſich alle die Wehbies, Muhibes, Resmies und wie ſie alle ſonſt hießen. Und ſo wurde Scherife ſchließlich zur Kalfa, zur Dienerin für alle Mädchen der Mahalle.

Das ging ſo lange Jahre hindurch. Scherife bediente demütig die reicheren Mädchen des Viertels und ihre ſchwache Bruſt erſchöpfte ſich dabei. Vom Morgen bis zum Abend war ſie in ununterbrochener Bewegung. Mit unverdroſſenem Eifer brachte ſie der Hälfte der Schulmädchen ihre Lektionen bei.

Als nun für das junge Mädchen die Zeit gekommen war, wo ſie den Schleier anzulegen hatte und dem Leben in der Schule ein Ende gemacht wurde, kamen Beſtellungen anderer Natur in den Laden. Wenn es im Viertel Vorbereitungen für das Bairamfeſt oder für eine Hochzeit gab, wenn Kleider zuzuſchneiden oder zu nähen waren, ſogleich dachte man an die Scherife des Dogru Basmas. Eine der Frauen im Hauſe warf ſchnell den Feldirme über oder ein Tuch über den Kopf und huſchte in den Laden des Athars. „Die Hanum läßt grüßen!“ hieß es dann, „Scherife Hanum ſoll morgen früh zu uns kommen . . .“

Wie ſie dazu gekommen war, ließ ſich ſchwer ſagen. Aber es war eine Tatſache. Sie galt als das Mädchen, das in der ganzen Mahalle am beſten zuſchneiden und am beſten nähen konnte, der die Arbeit am leichteſten von der Hand ging. Überall in der Mahalle war die Aus-

ſteuer der Bräute meiſtens ein Werk von Scherifes fleißigen Händen. Überall lief ſie hin, überall kam ſie zur Aushilfe, jedermann ſtellte ſie zufrieden. Wenn ſie dann mit ihrer Arbeit fertig war, klopfte man ſie auf den Rücken und ſagte: „Was für ein braves Mädchen! Segen über dich!“ Bei dieſen Gelegenheiten entſtand dann aber die Überzeugung, die durch Scherifes Uneigennützigkeit hervorgerufen wurde, daß Dogru Basmas ein Mann von mindeſtens fünfhundert Pfund ſein müßte . . .

Allmählich wurde aber auch ſie von der Überzeugung der anderen angeſteckt. Auch ſie begann ihren Vater für den Beſitzer eines verborgenen Schatzes zu halten.

Während ſie nun den Leuten, die ihre Dienſte ſchamlos ausnützten, nicht böſe ſein konnte, fühlte ſie gegen den Vater einen heimlichen Groll, weil er ſie trotz ſeines vermeintlichen Reichtums an allem und jedem Mangel leiden ließ. Wenn ſie an den Vorbereitungen für eine Hochzeit helfend teilgenommen und an prächtigem Weißzeug genäht hatte, das mit Spitzen und Bändern beſetzt war, an geſtickten Decken, Kiſſen und Bogtſchas, dann ſchmollte ſie, wenn ſie nach Hauſe kam, mit ihrer Mutter und mehr noch mit ihrem Vater und zog ſich unter allen möglichen Vorwänden in eine finſtere Ecke zurück, wo ſie endlos weinte. Am nächſten Morgen ſtand ſie früh auf. Sie fühlte eine wahre Leidenſchaft und ein unbezähmbares Verlangen, ſchnell wieder hinzugehen und die Sachen, die ihr nicht gehörten, die für ſie nicht exiſtierten, zu berühren, an ihnen zu arbeiten. Eiligſt kehrte ſie aus dem Elend

des Vaterhauſes an ihre Arbeit zurück. Dort waren alle Inſaſſen des Hauſes ſo gut gekleidet. Während ſie ſich mit den Kattun- und Piquéſtoffen kleidete, die ſie bei den Händlern von Schehſadehbaſchi kaufte, empfand ſie den geputzten Damen gegenüber ein demütigendes Gefühl.

Es entſtand daraus bei ihr eine Gleichgültigkeit gegen ſich ſelbſt. Sie vernachläſſigte ſich. Sie hielt es nicht für nötig, die gewöhnlichen Kleider, die ſie zu tragen hatte, ein wenig gefällig zu machen. Unwillkürlich machte ſie für ſich ſelbſt keinen Gebrauch von dem feinen Geſchmack, der ſich bei ihr am Luxus der andern entwickelt hatte. Allmählich griff ein leidenſchaftliches Gefühl der Entſagung, das ihre ganze Seele füllte, bei ihr Platz. Dann kam ein Auftrag. Sie ſollte mit der jungen Frau, der „kleinen" Hanum eines Hauſes auf den Baſar gehen. Scherife folgte ohne Zögern.

Sie zog den abgetragenen Überwurf an, den ſie ſchon ſeit Jahren trug, und folgte der kleinen Hanum in den Baſar. Trotz aller dieſer Opfer, die ſie brachte, hatte ſie keinen anderen Lohn davon, als daß man ſie auf den Rücken klopfte und ſagte: „Eksil olma, kysym!" „Laß es dir gut gehen, mein Mädchen!" Bei dieſen Dankesworten blieb es dann.

Eines Tages kam der Beſitzer des gelben Konaks, Kjaſchif Effendi, in den Laden des Athars . . . Hodſcha Salim geriet wieder ganz außer Faſſung. Zweimal in ſeinem Leben war ihm große Ehre widerfahren. Zuerſt zehn Jahre früher durch den Beſuch des Mükkerem Effendi und heute

durch das Erſcheinen Kjaſchifs. Mit ſeiner im ganzen Viertel bekannten fabelhaften Beredtſamkeit ſetzte der Effendi dem Hodſcha den Zweck ſeines Beſuches auseinander. Jetzt ſei der Augenblick gekommen, um aus Scherife eine Braut zu machen. Wenn jemand ſeine Tochter mit Mühe aufgezogen habe, müſſe er auch wünſchen, ſie an den Mann zu bringen. Zweifellos habe auch Hodſcha Salim daran gedacht. Aber bei ſolchen Gelegenheiten müßten ſich die Nachbarn einander unter die Arme greifen. Nun ſei er heute abend im Geſpräch mit ſeinen Kindern auf folgenden Gedanken gekommen: Ein Kollege von ihm habe ihm mitgeteilt, daß jemand für ſeinen Sohn eine ordentliche Frau ſuche. Der junge Mann ſei in der Stadtverwaltung mit einhundertachtzig Piaſtern angeſtellt und habe eine glänzende Zukunft. Nach dieſer Einleitung führte Kjaſchif Effendi alle Waffen ſeiner Beredſamkeit ins Gefecht und nach einer Stunde war durch die wiederholten Angriffe Hodſcha Salims Verteidigungskraft merklich erſchüttert worden. Beim Abſchied ſagte Kjaſchif Effendi: „Ich habe gar keinen Zweifel daran, daß Ihr Euere Vaterpflichten jetzt endlich erfüllen werdet.“ Dieſes Wort „jetzt endlich“ ging Salim Hodſcha nicht aus dem Kopf. Am Abend jenes Tages ſahen Scherife und ihre Mutter den Hodſcha Salim in tiefes Nachdenken verſunken. Der alte Mann ſchaute lange auf ſeine Tochter. Seine Lippen bewegten ſich, als wollte er etwas ſagen. Aber er brachte keine Silbe hervor. Er faßte wie ein Kind ſeinen Kopf mit beiden Händen und weinte unter lautem Schluchzen.

Da nun einmal die Mahalle Beſchluß gefaßt hatte, kamen Ratgeberinnen in Menge zu Scherife und Prediger zu Salim Hodſcha. Ununterbrochen ließ man Scherife rufen. In unendlich langen Reden wurde ihr Rat erteilt. Neugierige Fragen wurden geſtellt, wie die, was denn der Hodſcha für ſie tun werde und wo er ſein Geld verſteckt habe. Die Männer aus dem Viertel bedeuteten dem Hodſcha, er müſſe nun doch endlich einmal mit ſeinem verſteckten Gelde herausrücken.

Salim fragte eines Abends ſeine Frau: „Wie viele Pfund werden für die Geſchichte ausreichen?“ Da wurde Scherife zornig und ihre Mutter ſchmollte und antwortete nicht. Noch einmal fragte Salim Hodſcha, ohne ſeine Geduld zu verlieren: „Werden dreißig genug ſein? Gegen dreißig,“ fügte er hinzu, „iſt doch nichts zu ſagen. Dazu wird man dir noch fünfzehn Pfund als Morgengabe dazu geben.“

Am nächſten Tage blieb zur allgemeinen Verwunderung Salim Hodſchas Bude geſchloſſen. Man fragte vergebens nach dem Grunde. Niemand wußte ſich das zu erklären. Den folgenden Tag hielt Hodſcha Salim ſeinen Laden ſogar nur zwei Stunden lang auf und vermied es, denen, die ihn nach dem Grunde ſeiner Abweſenheit tags zuvor fragten, eine klare Antwort zu geben. Am dritten Tage ſchloß er ſeine Bude gleich nach Mittag. Jetzt erfuhr man endlich den Grund. Abends kam er nämlich nach Hauſe, zog ſeine „Dſchübbe“, den langen, ſchwarzen Rock, aus und nahm aus ſeinem Buſen eine Börſe hervor,

die er vor Scherife hinwarf. Er wartete nicht erſt, bis man Fragen an ihn ſtellte. „Ich habe eine Hypothek auf das Haus aufgenommen!“ ſagte er trocken.

Kaum verbreitete ſich die Nachricht davon in der Mahalle, als es wie aus einem Munde hervorkam: „Dieſer liſtige Burſche! Dieſer verſchmitzte Dogru Basmas! Was für einen ausgezeichneten Weg er gefunden hat, um ſeiner Tochter keine Mitgift zu geben!“

Scherife durfte jetzt zum erſten Male für ſich ſelbſt zum Baſar gehen, zum erſten Male für ſich ſelbſt nähen. Wenn jetzt Hodſcha Salim über ſeinem Laden das ununterbrochene Geräuſch der auf Borg angeſchafften Nähmaſchine hörte, geriet er in endloſes Nachdenken. Dann verſtand er alle Wünſche des Kunden falſch und gab wohl Zimt anſtatt des Ingwer. Am Abend floh er vor dem Geräuſch der Nähmaſchine aus dem Hauſe und ſuchte im Kaffeehauſe des Viertels eine Zuflucht. Dort ſchaute er diejenigen mit finſteren Blicken an, die zu ihm mit bedeutungsvollem Lächeln ſagten: „Hodſcha Salim, möge Gott Euch ſegnen!“ und mit ihm gern ein Geſpräch anfangen wollten.

Eines Morgens hörte er, alles ſei bereit und die Zeit gekommen, um das Brautgemach zu möblieren. Er machte ein verdutztes Geſicht: „Das Brautgemach . . . Was ſollte denn das heißen?“ Dann ſetzte man ihm auseinander, es gehöre dazu ein Spiegel, eine Kommode, ein Diwan, ein Vorhang, ein Teppich, ein Leuchter und eine Uhr und noch ein Haufen anderer Dinge. Ohne zu antworten,

ging Hodscha Salim in den Laden hinab, und als man am Abend wieder das Gespräch auf das Brautgemach bringen wollte, zog er sich stumm in das Kaffeehaus des Viertels zurück . . .

Er verstummte jetzt vollständig. Er wagte es kaum, seiner Frau und Tochter ins Gesicht zu schauen und vermied es, mit ihnen allein zu sein. Dadurch verzögerte sich natürlich die Hochzeit. Der Schwiegersohn verlor die Geduld, und die Leute in der Mahalle sahen Hodscha Salim mit unverhohlener Feindschaft und sogar Abscheu an.

Eines Tages teilte ihm seine Frau mit, die Nachbarn würden das Brautgemach ausstatten. „Wir brauchen dein Geld nicht mehr!" sagte sie rauh. Und Hodscha Salim sah an demselben Tage vor seinem Laden einen Spiegel, eine Kommode, zwei Fauteuils und sechs Stühle, sowie andere Möbel vorbeitragen und die Decke über seinem Kopfe knarrte vom Morgen bis zum Abend mit ununterbrochenem Seufzen. Am Tage der Hochzeit zog man Scherife ein Brautkleid aus rotem Samt mit Goldstickerei an. Man setzte ihr eine Brautkrone auf, die man irgendwo geliehen hatte, und Scherife wurde verheiratet in geliehenem Brautkleide und inmitten der von den Nachbarn zusammengeborgten Gegenstände. Die Sachen wurden natürlich alle wieder abgeholt. Des Hodschas Schwiegersohn ließ sich dadurch aber sein eheliches Glück nicht stören. „Er hat recht," sagte er von seinem Schwiegervater, „wäre er nicht so geizig gewesen, würde er nicht so viel zusammengebracht haben!"

Jetzt ſammelte aber Hodſcha Salim wirklich Geld. Jeden Abend nahm er das Geld, das er in eine Joghurtſchüſſel geworfen, blinzelte es an und machte in ſeinem Geiſte die Rechnung. Er tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß er ſeine Schulden in zweiunddreißig Monaten abgetragen haben würde.

Scherife iſt aber nach wie vor von der Mahalle abhängig. Sie iſt denen gegenüber verpflichtet, die ihr für ihre Hochzeit die Möbel und Gegenſtände geliehen haben. So läßt man ſie wie früher kommen, für Näharbeit, für eine Entbindung, für irgendein Familienereignis oder häusliche Feſte.

Lebensmüde

Von Halid Sia

Seit Jahr und Tag nahm er nun Morgen für Morgen ſeine mit Briefen gefüllte Taſche und machte ſich zur Verteilung auf den Weg. —

Ach, er hatte das Umherlaufen ſo ſatt und war es überdrüſſig, tagaus tagein ſeine ermüdeten Füße über das Straßenpflaſter ſchleppen zu müſſen. Ja wirklich, es erfüllte ihn geradezu mit Abſcheu, die Papierfetzen, welche von allen Enden der Welt kamen, von Straße zu Straße tragen und Tür für Tür verteilen zu müſſen.

War es nicht entſetzlich, dazu verurteilt zu ſein, im Sommer in der ſengenden Sonnenglut, im Winter vom ſtrömenden Regen durchweicht mit ſeinen ſchmerzenden

Füßen auf den lehmigen Wegen einherzuſtapfen, bloß um an tauſend Orten Berichterſtatter über Dinge zu ſein, die ihn perſönlich nicht das mindeſte angingen, ja, die er auch nicht im geringſten verſtand.

Jahre kamen und Jahre gingen, grau in grau, unterſchiedslos reihte ſich eines an das andere, wie eine mitleidsloſe Kette feſſelten ſie ſeine Lebenskraft, ihn langſam zermürbend und nach und nach zugrunde richtend. — Wehrlos und machtlos ſtand er dieſem eintönigen und ſinnloſen Daſein gegenüber; auf jede Nacht, die ihm keine Erholung für ſeinen ermatteten Körper brachte, folgte ein trauriges Erwachen; die aufgehende Sonne, welche Menſch und Tier mit neuen Hoffnungen belebt, ſchien ihm nur immer zuzurufen: „Du biſt ein Briefträger und wirſt auch immer und ewig nur ein Briefträger ſein.“ —

Warum war es gerade ſein Schickſal, unabläſſig dieſe endloſen Straßen entlang laufen zu müſſen, unabläſſig, bis der müde Kopf ſchmerzte, nach den Hausnummern zu ſtarren und bei allen möglichen Krämern umherzufragen, bloß um endlich eine Adreſſe herauszufinden? — — — Dumpfes Brüten, ſtumme Reſignation. — — — Da kam ein Tag, wo ihn auf ſeinen Wegen ein plötzlich heraufziehendes Unwetter überraſchte; erbarmungslos ſtrömender Regen durchnäßte ſeine Kleider bis auf die Haut und durchweichte ſeine zerriſſenen Stiefeln und Strümpfe. —

Er war erſchöpft, innerlich erſchöpft bis aufs Letzte; nicht durch die äußeren Unannehmlichkeiten des Unwetters, ihrer achtete er kaum, er wußte nichts von dem ſtrömen-

den Regen, der ihm das Geſicht peitſchte, er fühlte die Näſſe, die ihm durch alle Poren in den Körper drang, ſo wenig, daß es ihm gar nicht einfiel, Schutz zu ſuchen. Was war das alles gegen die Tiefe ſeiner ſeeliſchen Vereinſamung, die er bis jetzt nur dumpf empfunden und der er ſich nun in vollem Umfang blitzartig bewußt wurde?

Er ließ ſich vor einem Laden unter einem Dachvorſprung nieder und ſtarrte auf das, was ſich vor ſeinen Augen abſpielte.

Der ſtrömende Regen hatte die breite lehmige Straße, auf der eine dicke Schicht ſchwärzlichen Staubes lagerte, aufgeweicht; große Waſſermaſſen, einem hölliſchen Strome gleich, wälzten ſich den Weg entlang.

Allerhand Leute kamen vorüber; da waren ſolche zu Fuß, aber in feſten Stiefeln und von Regenſchirmen ſorgfältig geſchützt, und andere zu Wagen, deren Räder tiefe Furchen in dem lehmigen Boden hinterließen. All dieſen Leuten konnte der Regen nichts anhaben! Ja, ja — dieſe da unter den Schirmen und die andern in den Wagen, das ſind die, deren Briefe ſeine Taſche täglich füllten. — Was bedeutete er unter dieſen Menſchen und in dieſem Leben? — War er wirklich dazu auf die Welt gekommen, um die Briefe dieſer Leute auszutragen? — Er wandte ſeine Blicke von der Straße ab und auf ſeine abgetragenen Kleider. Aus allen Falten tropfte das Waſſer, und der Regen, den die zerriſſenen Stiefeln aufgeſogen, lief bei jeder Bewegung als kleine Bächlein aus den Löchern wieder heraus, gleichſam, als wenn die Füße über ihre Not weinten. —

Ach, dieſe Briefe! — Nachrichten, die von andern kommen und zu andern gehen! — Er hatte keine innere Beziehung zu dieſen Briefen, er ſelbſt hatte noch niemals in ſeinem Leben einen Brief bekommen und würde auch niemals einen erhalten, weil er niemanden in der Welt beſaß, der ihm hätte ſchreiben können.

Seufzend öffnete und ſchloß er die Taſche; wie oft in all den Jahren, wenn er ſie mit Briefen für die andern füllte, hatte er gewünſcht, nur ein einzigesmal möchte ein für ihn beſtimmtes Stück Papier darunter ſein! Welchen Troſt würde das in ſein einſames Leben gebracht haben.

Immer und immer hatte er ſich nur mit den Briefen der andern zu beſchäftigen und traurig, ſehnſüchtig hatten ſie ſeine Gedanken umkreiſt; er kannte die Leute, zu denen er die Briefe trug. Da war z. B. eine alte Frau, welche in einer ſtillen Straße wohnte, ſie ſtand immer am Fenſter und wartete auf ihn in der Hoffnung, einen Brief von ihrem Sohn zu erhalten; — und er kannte einen Studenten der Medizin, welcher drei bis vier Briefe jede Woche erhielt und jedesmal mit zitternden Händen den roſenfarbenen Umſchlag öffnete.

Im Laufe der Jahre hatte er auch nach und nach die Fähigkeit erlangt, aus den Schriftzügen der Adreſſe, aus der Form der Umſchläge, aus dem Geruch, der dem Papier entſtrömte, den Inhalt der Briefe zu erraten. Jawohl, er unterſchied ſehr wohl den Briefwechſel zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Ehegatten und zwiſchen Liebespaaren! Und nicht nur, daß er dieſe Briefe erkannte und

voneinander zu unterſcheiden wußte, er bekam ſogar ein gewiſſes Verſtändnis für die Schreiber, für dieſe Leute, die ſo ganz außerhalb ſeiner Lebensſphäre waren, die in Wagen fuhren und unter Regenſchirmen gingen.

Immer hatte er ſich unglücklich und ausgeſtoßen gefühlt, weil er an alledem nicht teilhaben konnte, aber die volle Erkenntnis von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage kam erſt in dieſem Moment über ihn, wo der ſtrömende Regen von ſeinem Fes über ſein Geſicht rann.

Nur einmal ſich befreien, nur einmal die an dicken Riemen über ſeine Schulter hängende Taſche herunterreißen und herumtrampeln auf dieſen Briefen, die ihn nichts angingen! Und dann Ruhe ſuchen von dieſem ſinnloſen, ruheloſen Leben; ſich hinwerfen auf die lehmige, aufgeweichte Straße und von den darüber rollenden Wagen ihr gleichgemacht werden . . . Nur Ruhe, Ruhe!

Die Sterne

Von Ali Bey

Es wird erzählt:

Einſt beſchloß Jupiter, die Menſchen glücklich zu machen und rief ſeine Ratgeber, den Neptun, den Gott des Meeres, und Pluto, den Gott der Unterwelt, zu ſich. Dieſe lächelten über das Vorhaben ihres Herrn und flüſterten ſich zu: „Was für törichte Gedanken!“

Nun ſuchte Jupiter nach Mitteln und Wegen, um ſeinen Plan ausführen zu können. Nach kurzem Nachdenken hob er den Kopf und rief: „Ich hab's gefunden.“ Und ſofort ließ er die Wandelſterne zu ſich kommen.

Als die Menſchen unten auf der Erde ſahen, daß ſich die Wandelſterne an einem Punkt des Himmels ſammelten, wunderten ſie ſich darüber. Die Aſtronomen holten die Fernrohre hervor, ſtellten ſie ein und ſprachen von einer Revolution in der Welt der Geſtirne.

Jupiter aber befahl den Sternen, ſie ſollten ſich für eine Reiſe nach der Welt hinunter vorbereiten, verſtändigte ſie von ſeinem Plan, die Menſchen glücklich zu machen, und fügte hinzu: „Wenn ich ihnen aber das Glück nur ſo ſchenke, ſo werden ſie es nicht zu ſchätzen wiſſen. Darum ſollt ihr den Menſchen das Glück verkaufen ...“

Nun mußten ſich die Sterne, einer hinter dem andern, vor ihm aufſtellen.

Zum erſten ſprach Jupiter: „Du wirſt Geiſt und Klugheit“, zum zweiten: „Du wirſt Ehrenhaftigkeit verkaufen.“ Zum dritten ſagte er: „Du wirſt Geſundheit“, zum vierten: „Du lange Lebensdauer“, zum fünften: „Du Ehre“, zum ſechſten: „Du Freude“, zum ſiebenten: „Du wirſt Reichtum verkaufen“.

Da die Menſchen täglich um dieſe Gaben beteten, glaubte Jupiter, ſie würden genügen, um die Erde glücklich zu machen.

Eigentlich ſollte es ja auch ſo ſein.

Als Jupiter die Sterne aufforderte, zu gehen und ſoviel

als möglich von ihrer Ware zu verkaufen, lächelten Neptun und Pluto und flüsterten: „Wie töricht!“

Die Sterne rüsteten sich zur Reise, nahmen große Kisten aus den Lagern und legten ihre Waren hinein.

Vor einer großen Stadt betraten sie die Erde.

Der erste Stern ging durch die Straßen und rief: „Ich verkaufe Klugheit! Wer will Geist und Klugheit kaufen?“

Das Volk sammelte sich um ihn und lachte ihn aus.

Die Journalisten, Theaterdichter und Romanschriftsteller sagten: „Schaut mal diese dumme Frau. Sie glaubt, wir haben keinen Geist und sind dumm wie das Vieh.“

Und die eleganten Jünglinge, anstatt die Ware zu prüfen, die Gestalt des Sternes mit ihren Blicken messend: „Schön ist sie, aber sie schwimmt im Aberglauben.“

Und die Frauen: „Du dummes Weib. Brauchen wir Geist? Anstatt seidene Tücher und Schmucksachen verkauft sie Geist!“ und lachten.

Mehrere Stunden ging der Stern durch die Straßen; aber er konnte nichts von seinen Waren absetzen.

Endlich trat er durch die offene Tür eines Hauses. Es war das Ministerium für öffentlichen Unterricht. Und der Stern rief: „Wer kauft Geist und Klugheit?“

Der Minister und einige Schuldirektoren saßen im Konferenzzimmer, und ärgerlich über das Geschrei warfen sie den Stern hinaus.

Armer Stern!

Aber dieſe Behandlung entmutigte ihn nicht. Er kannte den Wert ſeiner Ware und ging ſeines Weges.

Als er an einem Gebäude vorbeikam, ſah er drinnen viele Menſchen, die ihre Arme in der Luft hin und her ſchwenkten und ſchrien, daß keiner ſein eigenes Wort verſtand.

Da dachte der Stern: „Jetzt habe ich gefunden, was ich ſuche. Dieſe armen Leute haben anſcheinend keinen Geiſt. Denen werde ich meine Ware verkaufen."

Und geht in das Haus und ruft:

„Geiſt!... Klugheit!"

Aber niemand hörte den Stern. Schließlich wurden zwei Leute aufmerkſam auf ihn. Der eine ſchrieb Zahlen in ein Heft, der andere hielt in ſeiner Hand eine Brieftaſche.

Das Haus war die Börſe.

Die beiden ſtanden auf — es waren wohl Makler — und näherten ſich dem Stern und fragten:

„Was verkaufſt du?"

„Geiſt und Klugheit."

„Was?"

Und der Stern wiederholte. Und fragte: „Wißt ihr denn nicht, was das iſt?"

Sie ſprachen: „Nein, aber wir haben davon gehört. Wird das an der Börſe gekauft oder verkauft?"

„Nein," ſagte der Stern.

„Alſo was ſuchſt du hier?"

Und nach dieſem Geſpräch wird der Stern unter der

Beſchuldigung, Aktien zu verkaufen, die an der Börſe nicht kotiert ſind, der Polizei übergeben. Der Kommiſſar verſtand, daß der Stern fremd war in der Stadt, und ließ ihn laufen.

In einem anderen Stadtviertel rief ein anderer Stern: „Wer kauft Ehrenhaftigkeit?“

Diejenigen, die den Stern rufen hörten, hielten ihn für eine Dirne. Sein Geſicht aber zeigte ihnen, daß ſie ſich irrten.

Und die Armen ſagten: „Wie können wir ſo koſtbare Ware kaufen? Wenn wir ſie auch beſäßen, keiner würde uns glauben!“

Und die Reichen: „Jetzt werden keine Paläſte gebaut. Wir haben ſchon keinen Platz für unſre Möbel, was ſollen wir mit der Ehrenhaftigkeit anfangen?“

Und die Frauen: „Ach was! Wir können keinen Mann finden, was ſollen wir mit Ehrenhaftigkeit?“

Nur eine alte Frau trat an den Stern heran und ſagte: „Was koſtet die Ehrenhaftigkeit?“

„Nichts,“ ſagte der Stern.

Und die Frau: „Was, nichts?“

„Man muß ſie nur ſchützen und bewahren können.“

„So iſt ſie ſehr teuer,“ meinte die Alte und entfernte ſich.

Der Stern ſah, daß keine Kunden kommen wollten, und beſchloß, ſie ſuchen zu gehen.

So betrat er ein großes Haus. An den Wänden des Flurs drückten ſich allerlei Menſchen herum. Aber keiner

kümmerte sich um den Stern. Er öffnete eine Türe und ging in das Zimmer. Dies war ein Gerichtssaal und das Gebäude der Justizpalast.

Hier schrie der Stern mit aller Kraft: „Ehrenhaftigkeit." Die Leute hielten das für eine Frechheit und wollten den Stern ins Gefängnis stecken lassen. Da aber der Kommissär klüger war als der Richter, ließ er den Stern mit den Worten frei: „Mein Kind, hast du keinen anderen Ort gefunden, um deine Ware abzusetzen?"

Während der Stern traurig die Stadt verließ, schrie der dritte:

„Gesundheit, Gesundheit!"

Die Menschen eilten herbei. Jeder wollte davon haben. Es waren Menschen, die ihre Gesundheit gewaltsam verdorben hatten.

Und einige fragten:

„Ist die Gesundheit billig?"

„Sehr billig," sagte der Stern.

„Was muß man essen, wieviel soll man trinken, wie muß man sich pflegen?"

Und der Stern antwortete: „Nicht zu viel und nicht zu wenig essen. Nur Wasser trinken. Früh schlafen gehen und früh aufstehen."

„So soll man sich also seines Lebens nicht freuen dürfen," sagten sie. „Da kannst du von deiner Ware nichts verkaufen."

Und sie gingen weg.

Die Ärzte und die Totengräber verſammelten ſich und ſagten:

„Wenn dieſe Frau ihre Ware verkaufen kann, dann iſt es mit uns fertig. Sie muß weggejagt werden.“

So beſchloſſen ſie, die Ärzte ſollten den Stern und die Totengräber die Ware aus der Welt ſchaffen. Ein Totengräber näherte ſich dem Stern, griff in den Kaſten und lief davon.

Der Stern jammerte: „Haltet den Dieb! Er hat meine Ware geſtohlen.“

Der Arzt, der ſich genähert hatte, faßte den Stern beim Arme und ſagte:

„Komm mit mir, wir werden deine Ware ſchon finden.“ Der Stern folgte ihm, denn der Mann war ſauber gekleidet. Der Arzt führte ihn in das Krankenhaus. Dort wollte der Stern umkehren, aber die Tür war verſchloſſen und ſo mußte der Stern dem Arzte folgen.

„Warum haben ſie mich hierher gebracht,“ fragte der Stern. „Ich bin ja geſund.“

Und der Arzt: „Du irrſt dich, du biſt ſehr krank.“

„Wieſo krank? Ich habe doch guten Appetit.“

Der Arzt: „Schlechtes Zeichen.“

„Ich ſchlafe ruhig.“

„Schlechtes Zeichen.“

„Ich ſehe gut. Mein Puls ſchlägt regelmäßig, ich habe kein Fieber.“

„Schlechtes Zeichen. Schlechtes Zeichen. Schlechtes Zeichen.“

Der Stern wollte nicht in das Bett gehen, wurde aber gezwungen und hineingelegt.

Und der Arzt ſagte:

„Meine Liebe, wir verkaufen Krankheit, und du willſt uns Konkurrenz machen und Geſundheit verkaufen. Du ſollteſt dich mit uns zu einer gemeinſamen Geſellſchaft vereinigen. Das haſt du unterlaſſen und wirſt jetzt beſtraft dafür.“

Der Arzt rief einen ſeiner Aſſiſtenten, und dann ſtellten ſie die Diagnoſe. Sie beſchloſſen, den Stern mit den ſchlimmſten Mitteln zu behandeln. Er mußte Diät halten. Dann wurde ihm täglich viermal Blut geſchröpft. Auch durfte er in der Nacht nicht ſchlafen.

Der Stern wurde von Tag zu Tag ſchwächer. Bis Jupiter, der von dieſem Unglück gehört hatte, den Krankenwächter in einen tiefen Schlaf verfallen ließ und ſich der Stern flüchten konnte.

In ein weißes Bettlaken gehüllt, ſprang der Stern aus dem Fenſter in den Garten neben dem Friedhof. Als die Wächter den Stern nach dem Friedhof zu laufen ſahen, glaubten ſie, es ſei ein Geſpenſt, wurden bleich und blieben wie angewurzelt auf ihren Plätzen ſtehen.

Der Stern aber dachte: Mich wird man nicht wieder auf der Erde ſehen. Jupiter ſoll einen anderen finden, der ſeine Ware verkauft.

Und er verließ die Stadt.

Die Totengräber vergruben den Kaſten im Friedhof. So konnten nur die Toten aus der Gnade Jupiters Nutzen ziehen und ſind ſeitdem in ihren Gräbern geſund.

In diesem Augenblick hörte man in einem anderen Viertel den vierten Stern lange Lebensdauer verkaufen. Eine Aufregung kam unter die Menschen. Der reiche Bankier wollte die Ware nur für sich haben. Da aber entstand eine Schlägerei unter der Menge. Der Bankier wurde nach damaligem Gesetz gelyncht. Durch Aufhebung des Monopols gestattete die Regierung den freien Ein- und Verkauf der Lebensdauer. So sammelte sich das ganze Volk um den Stern.

Sie wollten den Preis wissen, und der Stern fragte:

„Habt ihr von den Waren gekauft, die die anderen Sterne anboten?"

Die Menge: „Was verkauften sie?"

„Geist und Klugheit der eine."

„Nein," antwortete das Volk.

„Ehrenhaftigkeit der zweite."

„Auch davon nicht."

„Gesundheit der vierte."

„Auch nicht."

„So kann ich euch meine Ware nicht verkaufen, denn ohne Gesundheit, Klugheit und Ehrenhaftigkeit hat eine längere Lebensdauer keinen Zweck."

Und schlug den Deckel seines Kastens zu.

Aber ein Muster für dreihundertjährige Lebensdauer blieb in seiner Hand. Und er fragte einen in seinem Käfig sitzenden Papagei: „Bist du hungrig?" Und als dieser mit dem Kopfe nickte, gab er es ihm.

Seit dem Tage leben die Papageien dreihundert Jahre lang.

Zu gleicher Zeit wurde der fünfte Stern, der Ehren und Würde verkaufte, von Gaſſenjungen überfallen. Um ſich zu retten, warf er Orden und Schmuckſachen unter ſie. Und die hinzukamen, glaubten, dies ſei die Ehre und Würde und hoben ſie auf.

So konnte der Stern ſich retten.

Aber ſeit dem Tage glauben die Menſchen, Ehre und Würde beſtehen aus dieſen Dingen.

Als die Menge vernahm, daß der ſechſte Stern Freude verkaufte, liefen ſie hin zu ihm. Aber diejenigen, die von der anderen Beute nichts erhaſchen konnten, ärgerten ſich über die Plünderer und fingen Streit an. Der Stern geriet ins Gedränge, ſein Kaſten fiel zur Erde und die Freude wurde auf den Boden verſtreut.

In dieſem Gedränge nahm jeder ein Stückchen von der Freude, obwohl er gar kein Bedürfnis danach hatte, und ſo entſtanden die vielen Gegenſätze:

Die Frauen wollten plötzlich jagen und fiſchen, die Männer ſpinnen, Lahme wollten plötzlich gehen, Taube hören und die Blinden wollten Bilder malen. Die Alten aber entwickelten einen leidenſchaftlichen Hang zur Sinnlichkeit.

So gaben ſie dem Stern die Schuld. Aber er war längſt aus der Stadt entkommen.

Als er eben aus dem Tor flüchtete, ſah er den ſiebenten Stern, der Geld und Reichtum verkauft hatte, ohnmächtig

am Boden liegen. Als dieſer zu ſich kam, ſagte er: „Frage nicht, was mit mir geſchehen. Als die Menſchen hörten, daß ich Geld und Reichtum verkaufe, fielen ſie über mich her und richteten mich ſo zu.“

Da kamen auch alle anderen Sterne. Und alle wunderten ſich über die Menſchen. Und einige fragten: „Sind das Diebe oder Leute, die ſeit Tagen nichts zu eſſen hatten?“

Der ſiebente Stern ſeufzte: „Nein, ſie taten das nicht aus Not; denn ſie waren alle wohlhabend.“

Als die ſieben Sterne ihre Erlebniſſe Jupiter erzählten, wurde dieſer zornig. Aber er ſagte nichts.

Neptun und Pluto dagegen lächelten.

Eine Bauernhochzeit

Von Mehmed Emin

Es war am Tage der Abreiſe der Braut aus dem Heimatsdorfe. Die Verwandten des Bräutigams waren, etwa hundert Reiter an der Zahl, in das Gehöft der Auserwählten gekommen und ſetzten die Braut auf das mit bunten Tüchern geſchmückte Pferd. Ein Teil der jungen Burſchen lief rechts und links der Reiterin und feuerte die mit reichlich viel Pulver geladenen Gewehre ab. Andere veranſtalteten Pferderennen auf den abgemähten Feldern und ſchleuderten mit Eiſenſpitzen verſehene Wurfſpieße. Vor dem Zuge ſchlug man die große Pauke und

ſpielte auf der Zuma, einer Art Oboe, das brennend heiße, klagende Abſchiedslied der Braut. Sie ſelbſt entſchwand den Blicken der Zurückbleibenden unter Waffengeklirr und Gewehrſchüſſen.

Ich ſtand abſeits am Wege und ſah mehr nach den feuernden Gruppen als nach der Braut. Ich ſann nach über dieſe Sitten eines Soldatenvolkes, den Nachkommen der Söhne Turans, und über die Erziehung dieſer Frauen, die die Mütter dieſes Soldatenvolkes ſind. Dabei ſagte ich zu mir ſelbſt: Seit dreihundert Jahren haben wir viele dunkle Tage erlebt; vielen Erſchütterungen war das osmaniſche Reich ausgeſetzt und viel Unglück hat es erlebt. Auf eins jedoch können wir ſtolz ſein: daß all dies der türkiſchen Seele nichts antun konnte. Die Geſchoſſe des Feindes haben wohl unſere Burgen zerſtört, unſerm Herzen haben ſie aber nichts antun können. Die Pranken des Feindes haben unſer Land geraubt, aber nicht gewagt, unſern Mannesmut anzutaſten. Seht dieſe jungen Burſchen an! Wie gewandt ſind ſie im Reiten und Wurfſpiel, wie erhaben in ihrer Männlichkeit und ihrem Wettſtreite. Wer ſie mit ihren hohen Stirnen, eiſernen Fäuſten, ihren Antilopenaugen und Stierbrüſten ſieht, wird ſagen können, daß in ihren Adern das Blut der Tismar-Tſchins und der Ahnen Ullus pulſiert.

Da berührte eine Hand meine Schulter und ſtörte mich in meinen ſüßen Träumereien. Ich blickte nach rückwärts. Ein alter Bauer fragte mich: „Effendi, wie finden Sie unſere Hochzeitsbräuche? Sind ſie nicht ſchön?“

„Ja, Väterchen, ſehr ſchön ſogar. Beſonders gefällt mir aber, daß ihr die Braut unter ſolchem Waffengeklirr und Pulverdampf hinausbegleitet, denn ſie wird ſpäter die Mutter tapferer Helden werden, die ſie dem Heere ſchenkt. Sie wird in ihrem Heim für uns Soldaten erziehen, die einſt dem gehaßten und neidiſchen Feinde die Bruſt darbieten werden. Das Geſchlecht, das ſie erziehen wird, wird nicht aus feigen Füchſen beſtehen: aus jedem ihrer Söhne wird ein mutiger Löwe erwachſen, der ſein Vaterland ebenſo eiferſüchtig wie die Ehre ſeiner Mutter bewachen und wie ein Adler ſeine Fittiche darüber ausbreiten wird. Eins dürfen wir niemals vergeſſen, nämlich den Umſtand, daß auf dieſer Welt die Glieder desjenigen im Bette verfaulen, der die Waffen nicht zu handhaben verſteht! Ein Volk, das vom Pulverrauche Abſchied nimmt, nimmt auch Abſchied vom Vaterlande und deſſen Roſengärten; wer ſchwach und kein Tapferer iſt, für den gibt es nichts, gar nichts.

Deswegen, o ehrwürdiger Alter, begleitet auch ferner Eure Bräute mit Waffengeklirr und umgebt ſie mit Pulverrauch ...“

Die drei Schweſtern

(Ein Märchen)

Es waren einmal drei Schweſtern, die ſich mit ihrer Hände Arbeit ſchlecht und recht ernährten. Sie beſaßen auf dieſer Welt weder Geld noch Gut, ſondern mußten

Tag und Nacht hindurch arbeiten und weben. Das Linnen, das ſie gewebt hatten, verkauften ſie und lebten von dem Gelde, das ſie dafür bekamen. Sie waren wohl arm, die drei Schweſtern, aber ſie waren auch glücklich. Denn ſie waren niemandem Dank ſchuldig, außer ihren eigenen, fleißigen Händen.

Da geſchah es, daß der Sultan, der damals regierte, von einer gar abſonderlichen Laune erfaßt wurde und den Befehl erteilen ließ, man ſolle zur Nachtzeit kein Licht in der Stadt anzünden. Außerdem ließ er anzeigen, daß jeder, der dieſem Befehl zuwider handelte, hingerichtet werden ſolle.

Als ſie von dieſem grauſamen Befehl hörten, wußten die drei armen Schweſtern nicht, was ſie anfangen ſollten. Denn was ſie bei Tageslicht an Leinwand weben konnten, reichte für ihren Lebensunterhalt nicht aus. Es blieb ihnen da nichts weiter übrig, als Hungers zu ſterben. Und ihr Elend wurde größer und größer.

Eines Abends waren ſie beſonders traurig und verzweifelt. Sie fühlten grimmen Hunger und deshalb beſchloſſen ſie, trotz des Verbotes auch des Nachts zu arbeiten. Sie deckten die Fenſter ihrer Hütte mit Teppichen zu und brannten trübe Öllampen. So machten ſie ſich dann an die Arbeit, luſtig wie ſie waren, trotz allen Leids, mit Lachen und Scherzen. Der Sultan aber pflegte ſich jede Nacht zu verkleiden und die Runde zu machen. Da geſchah es denn, daß er in dieſer Nacht gerade vor dem Hauſe der drei Schweſtern vorbeikam. Schon aus der Ferne bemerkte er

einen ſchwachen Lichtſchimmer und wurde ſehr zornig darüber, daß man ſeinem Befehl zu trotzen gewagt hatte. Daher nahm er ſich vor, die Leute dieſes Hauſes hinrichten zu laſſen. Da er aber dachte, es ſeien in dem Hauſe übelgeſinnte Leute verſammelt, die ſich darüber berieten, wie ſie ihm nach dem Leben trachten können, begann er zu lauſchen, um zu hören, was in dem Hauſe geſprochen wurde. Denn in der alten Zeit hatten die Sultane und Könige große Furcht vor geheimen Beratungen und Verſchwörungen, die ſie um den Thron bringen konnten. Die drei Mädchen jedoch in dem kleinen Hauſe hatten kein Arg. Sie ſaßen lachend und ſcherzend bei ihrer Arbeit. Zuletzt ſprach die älteſte von ihnen:

„Mädchen! ich bin dieſes Leben ſatt. Man kann arbeiten und ſchaffen Tag und Nacht und verdient doch nicht einmal ein Stücklein Brot. Ich möchte nur, daß der Padiſchah ſähe, wie es uns geht, und daß er mich mit dem Oberkonditor des Schloſſes verheiratete. Dann hätte ich Süßes im Überfluß zu eſſen und könnte für das Leben des Sultans beten.“

Da merkte der Padiſchah, daß es keine Verſchwörer waren, die hier ſprachen, ſondern ein paar törichte ausgelaſſene Mädchen. Und er freute ſich ſehr in ſeinem Herzen und hatte Gefallen an ihrem Geſchwätz. Er ſagte bei ſich im ſtillen: „Ich werde ihnen alles geben, was ſie ſich wünſchen,“ und nahm ſich vor, das Geſpräch bis zu Ende anzuhören. Die zweite Schweſter war mit den Worten der erſten nicht zufrieden:

„Wenn der Menſch vierzig Tage hintereinander Baklava ißt, ſo wird ihm ſchließlich das Baklava zu viel und er mag es nicht mehr ſehen. Was wirſt du mit dem Süßen, das du täglich bekommſt, anfangen? Ich wünſche mir, lieber den Koch des Sultans zu heiraten. Dann bekomme ich die beſten Gerichte und die verſchiedenſten Arten von ſüßen Speiſen zugleich zu eſſen.“

Die jüngſte Schweſter ſchwieg bei dieſen Worten. Die andern fragten ſie, was ſie ſich wünſche. Sie aber ſagte mit tollem, hellem Lachen:

„Trollt euch weg von hier, ihr gierigen Naſchkatzen. Ihr denkt nur an das Eſſen. Ich wünſche mir aber, daß der Padiſchah mir ſelbſt, wenn ich ins Bad gehe, meine Sachen trägt, daß er mir meine Pantoffeln anzieht, und daß ich ihm auf die Schultern klopfe und ſage: Ich bin zufrieden mit dir, mein Diener!“

Als der Padiſchah dieſe Worte hörte, wurde er ſehr böſe. Gleich kehrte er nach dem Serai zurück. Am nächſten Tage aber ſagte er ſeinem Weſir, er ſolle die drei Mädchen auf das Schloß kommen laſſen.

Und ſo ließ denn der Weſir die drei Mädchen am nächſten Tage auf das Schloß kommen und führte ſie vor den Padiſchah.

Der Padiſchah fragte zunächſt die ältere Schweſter, was ſie ſich geſtern abend gewünſcht hätte. Als ſie bekannte, ſie habe den Wunſch ausgeſprochen, den erſten Konditor des Schloſſes zu heiraten, befahl der Sultan, ihr tauſend Pfund als Ausſteuer auszuzahlen und ſie mit dem Oberkonditor

zu vermählen. Und die zweite Schweſter befahl er gleichfalls ihrem Wunſche gemäß mit dem erſten Koch des Palaſtes zu verheiraten. Das war ſoweit ganz gut. Nun aber wandte ſich der Sultan mit zornigem Geſicht zu der jüngſten Schweſter und fragte, was ſie ſich gewünſcht habe. Das Mädchen merkte, daß der Sultan alles gehört hatte, was ſie geſagt hatte, und daß alles Lügen vergeblich ſein würde. Darum ſagte ſie:

„Effendim! Warum ſoll ich lügen? Ihr habt es ja doch geſtern abend gehört. Ich habe gewünſcht, in das Hamam des Palaſtes zu gehen. Ihr ſolltet mein Badezeug tragen und mir die Badepantoffeln hinſtellen. Und dann ...“

Der Sultan ließ dem Mädchen keine Zeit, um auszureden. Er befahl, ſie in das finſterſte Gefängnis zu werfen. Als ſie dort einen Tag in Not und Leid geſeſſen, ließ er ſie wieder vor ſich kommen und wiederholte ſeine Frage. Als er dieſelbe Antwort hörte, wurde er noch zorniger und befahl, das Mädchen zu foltern und ſie in dem engen dunkeln Gefängnis, das nur für ſchwere Verbrecher beſtimmt war, aufrecht ſtehen zu laſſen. Einen Tag lang ließ er ſie in dieſer Lage. Dann ließ er ſie holen. Sie ſah um zehn Jahre älter aus. Aber der Sultan wiederholte unbarmherzig ſeine Frage und beſtand darauf, daß ſie ihren Wunſch ändern ſollte. Das trotzige Mädchen aber verſetzte, ſie werde nie auf ihren Wunſch verzichten, obgleich der Sultan ihr zuredete und ihr ſagte, er werde einen ſo ſtrengen Befehl erteilen, daß ſie es bereuen würde.

Als er ſah, daß alles vergeblich war, befahl er dem Henker, ſie hinzurichten.

Aber das Mädchen war ſchön und jung. Der Henker ſelbſt, der an dem Tage ſchon ſo vielen Menſchen die Köpfe abgeſchlagen hatte, fühlte Mitleid mit ihr. Denn das arme Mädchen hatte ja doch nichts verbrochen. Nur ein loſes, unbedachtes Wort war ihren Lippen entfallen. Der Henker wußte nicht, was er tun ſollte. Er hatte aber einmal einen ſo unſeligen Beruf erwählt. Und obendrein lag ein ſtrenger Befehl des Sultans vor. Da half nichts. Er mußte das ſchöne Mädchen auf die Richtſtätte führen.

Das Mädchen war aber nicht nur ſchön, ſondern auch ſchlau. Es ſah ſich den Henker an und bemerkte in ſeinen Augen Mitleid mit ſeinem Schickſal. Da ſproßten die Paradieſe der Hoffnung in ſeinem Herzen auf. Als es auf der Richtſtätte ſtand, begann das Mädchen zu klagen, um das Herz des Henkers zu erweichen. Denn der Henker hatte wirklich ein Herz trotz ſeines grauſamen Berufes. Er ſprach bei ſich im ſtillen: „Ich werde dieſes ſchöne und unglückliche Geſchöpf nicht töten. Sonſt wird mein Gewiſſen nimmer zur Ruhe kommen.“ So tötete er ſie alſo nicht, ſondern nahm ſie mit nach Hauſe und nahm ſie an Kindesſtatt an. Denn er hatte keine Kinder auf dieſer Welt...

Der Henker und ſeine Frau freuten ſich ſehr über das Mädchen, das Licht in ihr dunkles, verachtetes Daſein brachte. Denn niemand klopfte an die Tür des Henker-

hauſes. Niemand bot dem Henker und ſeiner Frau den Gruß. Aber die kleine Nadſchieh — ſo hieß das Mädchen — ließ ſie alle Qualen der Verachtung vergeſſen...

So verging denn einige Zeit. Der Sultan hatte das unglückliche Mädchen ſchon längſt aus dem Gedächtnis verloren. Nadſchieh aber hatte es verſtanden, ſich die Liebe der Henkersleute zu erwerben. Als nun einmal der Henker von ſeinem blutigen Handwerk nach Hauſe kam, ſprach Nadſchieh zu ihm:

„Ach, liebes Väterchen! Ich hätte eine Bitte an dich. Laß mir doch drei Kleider machen, das eine violett, das andere rot und das dritte weiß! Dazu wünſche ich Pantoffeln in denſelben Farben. Und dann ſollſt du mir noch einen Leuchter kaufen...!"

„Gut, mein Kind! Inſchallah! Morgen früh ſollſt du alles haben."

Und am nächſten Morgen kamen alle drei Kleider. Als es Abend wurde, zog Nadſchieh das violette Kleid an, als wollte ſie es anprobieren. Das ſtand dem ſchönen Mädchen ſo gut, daß es darin ganz wie ein Veilchen ausſah. Der Pflegevater und ſeine Pflegemutter freuten ſich ſehr darüber. Dann ſchützte das Mädchen Müdigkeit vor und zog ſich auf das Zimmer zurück. Hier wartete es eine kleine Weile. Dann nahm Nadſchieh den Leuchter in die Hand und ſprang zum Fenſter hinaus. Sie lief und lief, bis ſie vor das Serai kam. Sie hatte Staub auf ihre Kleider geſtreut und atmete ſo tief, daß ſie wie außer Atem erſchien und ihre Wangen hochrot waren.

Mit großer Haſt klopfte ſie an die Tür des Serais. Eine Stimme fragte, wer da draußen ſtehe. Da erzählte Nadſchieh, ſie ſei auf der Flucht vor böſen Menſchen, die ihr nach dem Leben geſtellt hätten. Sie bat um Schutz und Unterkunft. Der Pförtner erwiderte, hier ſei der Palaſt des Sultans, und er könne nicht öffnen. Da bat ſie ſo flehentlich, daß man ihr öffne und ihr erlaube, ihre Kerze anzuzünden, die der Wind ausgeblaſen habe. Schließlich öffnete ſich kreiſchend die ſchwere eiſerne Tür... Der graue alte Pförtner des Palaſtes wollte mürriſch ihren Leuchter anzünden, damit ſie ſchnell wieder davongehe. Aber Nadſchieh bat um Waſſer, und zwar mit ſo netten und höflichen Worten und ſah dabei ſo hübſch aus, daß der alte Mann Mitleid fühlte. Er war bereit, alles für ſie zu tun. „Warte!" ſagte er, „ich will dir Waſſer bringen in des Großweſirs eigenem Becher! Aber ſage mir zuerſt, wie du heißeſt."

Da ſagte das Mädchen, ſie heiße „das dunkle Veilchen", und dann ergriff ſie die Flucht, ſo ſchnell ſie gekommen war. Als der Pförtner mit einem ſilbernen Krug und einem goldenen Becher zurückkam, war das Mädchen ſchon längſt über alle Berge. Er ſuchte es und rief nach ihm, aber fand es nicht mehr.

Der alte Pförtner war außer ſich darüber, daß das Mädchen ſo ſchnell verſchwunden war und fiel in Ohnmacht. Da war es kein Wunder, daß er das Tor des Palaſtes die ganze Nacht aufſtehen ließ, und daß man ihn am nächſten Morgen hinter der Tür in tiefen Schlaf

verſunken fand. Als man ihn endlich wieder zum Leben erweckt hatte, war das erſte Wort, das er ſprach: „Ach! dunkles Veilchen! Verloren habe ich dich!“ Über dieſe geheimnisvollen Worte zerbrach ſich alle Welt den Kopf. Der Padiſchah war aber ſehr erzürnt darüber, daß die Tore des Palaſtes ſo ſchlecht bewacht waren. Er ſtellte den Großweſir deswegen zur Rede und drohte ihm, es werde ihm ſchlecht gehen, falls er nicht hinter das Geheimnis käme. Da verſprach ihm der Großweſir, er werde am nächſten Abend ſelbſt am Tore des Palaſtes wachen.

Das Mädchen aber zog am nächſten Abend ſein rotes Kleid an und erſchien wieder am Tore des Serais. Wieder erzählte es dieſelbe Geſchichte. Da machte der Großweſir im Gewande eines Türſtehers die Tür auf. Kaum hatte er aber das hübſche Mädchen erblickt, da verliebte er ſich über Hals und Kopf in Nadſchieh. Er fragte ſie nach ihrem Namen. Nadſchieh ſagte, ſie heiße „das rote Veilchen“ und bat um Licht für ihre Kerze. Als der helle Glanz der Kerze auf ſie fiel, ſah ſie in ihrem roten Gewande ſo wunderbar ſchön aus, daß der Großweſir bei dem Anblick nicht wußte, wie ihm war.

Nadſchieh aber hatte herausgefunden, daß nicht ein gewöhnlicher Pförtner vor ihr ſtand, ſondern eine hohe Perſönlichkeit. Sie ſprach daher zu ihm mit wohlklingender, ſchmeichelnder Stimme: „Dſchanym, Pförtner, mein Väterchen! Habe doch ein bißchen Mitleid mit mir! Sieh, ich bin ſo ſehr gelaufen und ganz verdurſtet. Gib mir einen Schluck Waſſer.“ Und der Großweſir erwiderte ganz

unterwürfig: „Euren Befehl vollführe ich mit ganzer Seele, Sultanym — meine Herrin! Ich bringe Euch Waſſer in des Sultans eigenem Kruge.“

Aber kaum hatte er den Rücken gewendet, da verſchwand das „rote Veilchen“ mit behenden Füßen. Als der Großweſir zurückkam und die Taube nach anderen Paradieſen entflattert fand, brach er vor Schmerz zuſammen. Da blieb das Portal des Schloſſes zum zweiten Male offen ſtehen. Der Sultan wußte gar nicht, was er denken ſollte, als man den Großweſir hinter der Tür in Ohnmacht liegend fand und als dieſer beim Erwachen nichts weiter ſagte als: „Ach, rotes Veilchen, ſollte ich dich ſo verlieren!“ Der Sultan aber dachte: Was faſelt nur der Mann? und beſchloß, ſelbſt in der nächſten Nacht am Tore zu warten.

Und am nächſten Abend zog Nadſchieh ihr weißes Gewand an. Wieder klopfte ſie an das Tor des Palaſtes. Da öffnete ihr der Sultan ſelbſt im Gewande des Pförtners. Nadſchieh hatte aber den Sultan erkannt. Sie wußte, daß er ihr eine Falle ſtellen wollte. Darum entfaltete ſie alle Künſte ihres Wortes und ihrer Schönheit. Als ſie ihre alte Geſchichte von der Verfolgung durch böſe Leute wieder erzählt hatte, war der Sultan ganz hingeriſſen von ihrem Reiz. Der arme Mann ſchaute ſie einige Zeitlang ganz verdutzt an. Und als ſie gehen wollte, ſchlug er ihr vor, ſie möchte hier bleiben und nicht wieder auf die Straße unter die böſen Menſchen gehen. Da ſagte ſie aber, ihre Mutter ſei krank und ſie müſſe Arznei für

sie holen. Der Sultan wollte den ersten Arzt des Serais senden, aber das Mädchen weigerte sich standhaft. Sie sagte, sie habe mit ihren Freundinnen ins Bad gehen wollen und trage schon ihr Badezeug bereit unter dem Arm. Der Sultan aber meinte, sie könne auch im Bade des kaiserlichen Harems baden, und bat sie, zu bleiben. Da nahm das Mädchen an und hieß ihn, sie in den Harem führen. Als er voranging, sagte das Mädchen:

„Bekdschi Baba! Väterchen Pförtner! Ist es höflich, daß du mich schwaches Mädchen dieses große Bündel, worin mein Badezeug ist, allein tragen läßt?" Da beeilte sich der Sultan, ihr das Bündel abzunehmen und es zu tragen. Der Sultan war aber schon so verliebt, daß er im stillen beschloß, Nadschieh zu seiner Frau zu machen und sie als Sultanin in seinen Harem einzuführen. Da ging er ihr voran, in der einen Hand den Leuchter und in der andern das Bündel.

Und dann wartete er geduldig vor der Tür des Bades. Aber da gab es drinnen keine hölzernen Badeschuhe. Und bald ertönte die Stimme Nadschiehs, die erzürnt rief, es sei eine Schande, daß sich in einem kaiserlichen Bad keine hölzernen Badeschuhe befänden. Es friere sie auf den kalten Marmorplatten. Da beeilte sich der Sultan, ihr hölzerne Badeschuhe zu finden. Sie streckte einen Fuß nach dem andern durch die Tür und der Sultan zog ihr die Schuhe an. Und dann kam sie nach dem Bade heraus. Ihr Wunsch, den sie im Gespräch mit den Schwestern ausgesprochen hatte, war nun zum größeren Teile erfüllt.

Nur eines fehlte noch... Auch daran dachte ſie, und herzhaft klopfte ſie dem Sultan auf die Schultern. „Ich bin mit dir zufrieden!“ rief ſie lachend. „Padiſchah, da haſt du etwas gelernt! Wenn eine Frau etwas wünſcht, ſo wird der Erlangung ihrer Wünſche ſelbſt der blutige Henker nicht im Wege ſtehen!“

Da dämmerte es dem Padiſchah. Auf einmal erkannte er ſie. „Was,“ rief er überraſcht aus, „der Henker hat dich nicht getötet?“ „Nein, mein Padiſchah!“ verſetzte das Mädchen. „Ein Geſchöpf, das nicht ſterben ſoll, wird Gott überall beſchützen. Sein Schickſalsſpruch iſt unabänderlich!“ Aber der Padiſchah war dem Henker durchaus nicht böſe, ſondern er war im Gegenteil ſehr zufrieden. Er machte ſich dagegen ſelbſt Vorwürfe, daß er ein ſo liebes Geſchöpf habe umbringen wollen. Denn das Mädchen war ſchön, rein und unſchuldig wie ein Engel des Himmels. Und der Padiſchah ſagte zu ihr: „Wenn ich dich jetzt auf Befehl Gottes zu meinem rechtmäßigen Weibe mache, nimmſt du das an oder lehnſt du es ab — wenn du böſe ſein willſt?“

Da fiel das Mädchen dem Sultan zu Füßen. „Verzeih, o Herr!“ ſagte ſie. „Alles, was ich getan habe, iſt nur geſchehen, damit ich dir die Größe und Kraft Gottes zeige. Ich habe keine böſen Abſichten verfolgt. Was du mir anbieteſt, überſteigt alles Glück. Wenn du es nicht für unter deiner Würde hältſt, ein ſo armes Mädchen zu heiraten, ſo weiſe ich mein Glück nicht zurück!“

Dann wurde vierzig Tage und vierzig Nächte lang mit freudigen Festen die Hochzeit gefeiert, und der Padischah und seine Gattin verlebten den Rest ihrer Tage in eitel Glück und Wohlbefinden.

Der Geduldstein

(Ein Märchen)

In grauer Zeit lebte ein altes Weib. Die hatte eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit. Eines Tages saß das Mädchen am Fenster, und da flog ein Vogel auf sie zu und sprach: „Schönes Mädchen, vierzig Tage lang wirst du bei einem Toten bleiben, und dann werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Am folgenden Tage erschien der Vogel wieder und wiederholte das, was er am vorhergehenden Tage gesagt hatte. Das Mädchen erzählte den Vorfall der Mutter, versteckte sich in einem Schrank und wartete die Wiederkehr des Vogels ab. Und als er am dritten Tage wieder zum Fenster geflogen kam, sprach er zum drittenmal: „Schönes Mädchen, vierzig Tage lang wirst du bei einem Toten bleiben, und dann werden alle deine Wünsche in Erfüllung gehen.“

Die Mutter, die dies sonderbare Versprechen mit angehört hatte, schlug dem Mädchen vor, das Haus zu verlassen, um sich vor der Verfolgung dieses Vogels zu retten.

So gingen sie denn aus dem Haus. Als sie einige Stunden gegangen waren, kamen sie zu einem Palaste.

Dort ſetzten ſie ſich nieder und dachten die Nacht dort zu verbringen. Mitten in der Nacht aber, als beide in tiefem Schlafe lagen, kam der Vogel, raubte das Mädchen, führte es in ein Zimmer und flog zum Fenſter hinaus.

Einige Stunden vergingen. Als das Mädchen erwachte, wurde es gewahr, daß es ſich im Palaſte befand, und ſah mitten im Zimmer einen Toten liegen.

Neununddreißig Tage blieb das Mädchen in dieſem Zimmer eingeſperrt. Am Morgen des vierzigſten Tages ſtand es am Fenſter und ſah auf das offene Meer hinaus. Und als ſie ein Segelſchiff vorbeifahren ſah, winkte es dem Bootsmann, heranzufahren, und ſchlug ihm vor, ihm eine Sklavin zu verkaufen. Dieſer war damit einverſtanden und ſchickte ein junges Mädchen zur einſamen Wächterin hinauf. Den ganzen Tag über blieb die Sklavin bei dem Toten, da das Mädchen hinausgegangen war, um ſich den Palaſt anzuſehen. Auf einmal erwachte der Tote und fragte die Sklavin: „Biſt du vierzig Tage bei mir geblieben?“ Und ſie antwortete: „Ja.“

Der Wiederauferſtandene aber war ein Prinz, der beſchloſſen hatte, diejenige zu heiraten, die vierzig Tage bei ihm in der Totenkammer bleiben würde.

Am Tage der Hochzeit ſtellte die Sklavin die wahrhaftige Wächterin als Dienſtmädchen vor. Einige Tage ſpäter wollte der Prinz mit einer Karawane nach Arabien ziehen und fragte ſeine Gemahlin, was er ihr mitbringen ſolle. Sie verlangte einen Ring aus Perlen; die Sklavin aber ſagte: „Ich möchte einen Geduldſtein haben. Bringt Ihr

ihn mir nicht, ſollen bei Eurer Rückreiſe dichte Nebel auf dem Meere liegen.“

Der Prinz weilte einige Monate lang in Yemen, und als er ſich zur Heimreiſe anſchickte, kaufte er eine Perlenkette. Den Geduldſtein aber vergaß er.

Als ſie über das Meer fuhren, ſenkten ſich plötzlich dichte Nebel vor das Schiff. Rückwärts jedoch war das Meer ſonnenklar. Das Schiff wurde angehalten und der Kapitän verlangte, daß falls ſich ein ſchuldiger Menſch an Bord befände, dieſer hervortreten ſolle.

Da erinnerte ſich der Prinz des Wunſches der Sklavin, das Schiff drehte um und der Prinz kaufte den Stein. Auf der Rückfahrt war das Meer klar, das Schiff aber fuhr mit doppelter Geſchwindigkeit.

Im Palaſte angekommen, überreichte der Prinz den Frauen die Geſchenke.

Gegen Mitternacht dachte der Prinz, was die Sklavin wohl mit dem Geduldſtein machen würde, deshalb ſchlich er ſich vor die Tür ihres Schlafzimmers und ſchaute durch das Schlüſſelloch: Die Sklavin hatte den Stein auf einen Tiſch gelegt und ſprach: „Ich war die Lieblingstochter meiner Mutter. Einmal ſaß ich am Fenſter, da kam ein Vogel und erzählte mir, daß ich vierzig Tage bei einem Toten bleiben würde, und daß dann alle meine Wünſche in Erfüllung gehen ſollten. Dann wurde ich in den Palaſt getragen und blieb neununddreißig Tage bei dem Toten. Wenn du an meiner Stelle wäreſt, was würdeſt du tun?“ Der Geduldſtein vergrößerte ſich und ſprang mehrere Male

auf dem Tiſch empor. Dann erzählte ſie weiter: „Neununddreißig Tage bin ich bei ihm geblieben; da kam ein Schiff vorüber und ich kaufte eine Sklavin, die ich am vierzigſten Tage bei dem Toten ließ, während ich hinausging. Da erwachte der Tote und verheiratete ſich mit meiner Sklavin. Was würdeſt du tun, wenn du an meiner Stelle wärſt?“ Der Geduldſtein vergrößerte ſich wieder. Sie fuhr in ihrer Erzählung fort: „Dann iſt ſie Prinzeſſin und ich bin Sklavin geworden. Was würdeſt du an meiner Stelle tun?“

Da platzte der Stein.

Sie aber redete immer weiter: „Wenn du es nicht aushalten kannſt, wie kann ich die Qual ertragen?“

Da zog ſie einen Dolch aus ihrem Kleide hervor und wollte ſich töten. In dieſem Augenblick aber ſtürzte der Prinz ins Zimmer und ſprach: „Du biſt ſo lange bei mir geblieben, warum haſt du mir nichts davon geſagt?“

Dann ſtürzte er in ſein Schlafgemach und ſchrie die Prinzeſſin an: „Warum haſt du gelogen? Was willſt du lieber, vierzig Beilſchläge oder vierzig Maultiere?“ Sie zog die Tiere vor, wurde an deren Schwänze gebunden und ſo aus dem Palaſt geſchleift.

Dann wurde vierzig Tage und vierzig Nächte lang die Hochzeit mit der wahrhaftigen Wächterin gefeiert.

Inhalt

Einleitung 5

Hüſſein Dſchahid

Die ſchöne Pervin (deutſch von M. R. Kaufmann) . 17

Ahmed Hikmet

Der Traubenverkäufer (deutſch von Friedr. Schrader) 24
Der Kulturträger (deutſch von Friedr. Schrader) . 30
Tante Naqije (deutſch von Friedr. Schrader) . . 38

Aka Gündüs

Das Herz des Türken (deutſch von M. R. Kaufmann) 50
Erzählungen aus Tripolis (deutſch von M. R. Kaufmann) 57

Halid Sia

Die ſchwarze Sklavin (deutſch von Friedr. Schrader) 71
Wenn es ſchneit (deutſch von Eſſad Fuad) . . . 88
Alis Wagen (deutſch von M. R. Kaufmann) . . . 102
Im Dienſte der Mahalle (deutſch von Friedr. Schrader) 109
Lebensmüde (deutſch von Seid Memun Abul Fadl) . 126

Ali Bey

Die Sterne (deutſch von M. R. Kaufmann) . . . 130

Mehmed Emin

Eine Bauernhochzeit (deutſch von Imhoff Paſcha) . 140

Türkiſche Märchen

Die drei Schweſtern (deutſch von Friedr. Schrader) 142
Der Geduldſtein (deutſch von M. R. Kaufmann) . 154

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Die Türkei

Zusammengestellt u. herausgegeben von Franz Carl Endres

Mit 215 Abbildungen

Steif kartoniert M. 2.—, in Leinen gebunden M. 3.—

„Ein Volksbuch über das Land des Halbmonds hat uns bisher gefehlt. Und doch war ein starkes Bedürfnis danach vorhanden, zumal schon in der Tagespresse, soweit es deren beschränkte Raumverhältnisse zuließen, eifrig in Wort und Bild für das Land unserer Verbündeten Propaganda gemacht worden war. Der Verfasser hat die ihm vom Verlag gestellte Aufgabe, ein solches Volksbuch zusammenzustellen, aufs glücklichste gelöst. Seine dreijährige amtliche Tätigkeit als türkischer Generalstabsoffizier hat ihn einen guten Einblick in alle Verhältnisse des Landes tun lassen, deren Kenntnis für den Außenstehenden von Wert ist. Das Buch hat zwei Abschnitte: den Text und die Bilder. Die sachkundige Einführung bietet in knapper Form Wissenswertes über die politischen und völkischen Verhältnisse, über das Heer der Türkei, über Justiz- und Schulwesen, Sprache, Religion, Kunst und Literatur, Handel und Industrie. In gemeinverständlicher Darstellung ist jedes Gebiet in einem kurzem Aufsatz zusammengefaßt. Den Hauptteil des Buches bestreiten die Bilder. Über 200 an der Zahl vermitteln sie in ausgezeichneten Reproduktionen auf starkem Glanzpapier eine lebendige Anschauung von Land und Leuten des ganzen türkischen Reiches. Sie führen nach Konstantinopel, Damaskus, Aleppo, Bagdad und geben überall das Charakteristische der Städte und Ortschaften wieder. Die Landschaftsbilder von den Meeresküsten, vom Taurus, von Armenien und Kurdistan sind vorzüglich, die Szenen aus dem Straßenleben einzelner türkischer Städte frisch und bewegt, die Aufnahmen bedeutender Bauten zeugen von verständnisvoller Photographierkunst. Der billige Preis des Buches, dessen Widmung Kronprinz Rupprecht von Bayern angenommen hat, wird wohl das Seine dazu tun, dem geschmackvollen Werk zu einer guten Verbreitung zu verhelfen." (Frankfurter Zeitung.)

Delphin-Verlag München

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Bey Oghlu, Türkische Frauen

Ihr Leben
im Harem und im Spiegel türkischer Erzählungen

Mit 18 Bildern. Geheftet M. 1.80, gebunden M. 2.80

„Ein interessantes Buch, das einmal zuverlässiges Material über das Leben der türkischen Frau bringt. Die anziehenden Schilderungen behandeln die Stellung des Propheten zu den Frauen, die Schleierfrage, sie zeigen uns, wie es im Harem, hinter den Kafes, den holzvergitterten Fenstern, ausschaut, machen uns mit den intimen Familiengebräuchen, wie Brautschau und Hochzeit vertraut, legen die rechtliche Stellung der Frau dar, sprechen von der Sklaverei und der Frauenbewegung. Eine wertvolle Ergänzung finden diese Kapitel durch eine Zusammenstellung der Koranstellen, die über die Liebe und Ehe handeln und so das Gesagte illustrieren. Den Band schmücken 18 Abbildungen, die die verschiedenen Typen der Frauen und ihren häuslichen Umkreis trefflich illustrieren." (Die Post, Berlin.)

Den Schluß des Bandes bilden einige Erzählungen der bekanntesten türkischen Dichter der Gegenwart, die alle sich mit der Psychologie der türkischen Frauen beschäftigen und darum wie dazu geschaffen sind, um in diesem Rahmen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu werden.

Franz Carl Endres, Nargileh

Türkische Skizzen und Novellen

Geheftet M. 1.40, gebunden M. 2.20

„Wenige Bücher vermitteln einen gleich lebendigen Eindruck vom türkischen Leben, wie vom Orientalen überhaupt. Die vielen Reisebeschreibungen und wissenschaftlichen Berichte erreichen bei weitem nicht die ursprüngliche Ausdruckskraft dieser kleinen Episoden und Geschichten, die der gute Kenner der Türkei, Major Endres, erzählt." (Die Post, Berlin.)

Delphin-Verlag München

YC124288

Digitized by Google